

ARTISET Föderation der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf
CURAVIVA **INNESOXI** **YOUVITA**

**Age —
Stiftung**

Diakonie 
Schweiz

INCLUSION.
HANDICAP

**Soziokultur
Schweiz**

Stiftung für soziokulturelle Entwicklung und Partizipation
Fondation pour le développement socioculturel et la participation
Fondazione per lo sviluppo socioculturale e la partecipazione
Fundazioni per il svilup socioculturale e la partecipazion



**Ein gemeinsames
Themenheft**



Soziale Teilhabe für alle

Das Zusammenleben gestalten

März 2026



Impressum: Gemeinsames Themenheft • Herausgeber und Redaktion: ARTISET, Age-Stiftung, Diakonie Schweiz, Inclusion Handicap, Stiftung Soziokultur Schweiz, UNICEF Schweiz und Liechtenstein. • Korrektorat: Beat Zaugg • Koordination: ARTISET, Zieglerstrasse 53, 3007 Bern • Telefon: 031 385 33 33 • E-Mail: info@artiset.ch • Geschäfts- und Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien • Vorstufe und Druck: AST & FISCHER AG • Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.



DIE NATÜRLICHEN FARBEN
ZERTIFIZIERT MIT
CRADLE TO CRADLE



Soziale Teilhabe für alle

Das Zusammenleben gestalten

März 2026



Profis in Care Hand in Hand

In Heimen und Spitälern werden die Anforderungen an die Verpflegung immer anspruchsvoller. Transgourmet hilft Ihnen, Ihren Arbeitsalltag zu vereinfachen und Kosten zu optimieren. Wir bieten Hand bei der Gestaltung von individuell auf Sie zugeschnittenen Lösungen – von Profi zu Profi.

Wenden Sie sich an unser Care-Kompetenzteam über care@transgourmet.ch

Editorial

«Es ist ein Gewinn für die Gesellschaft, wenn sich alle Menschen zugehörig fühlen und das gesellschaftliche Leben mit ihrem Engagement und ihrer Sichtweise prägen.»

Die Autorinnen und Autoren des Themenhefts

Liebe Leserin, lieber Leser

In Ihren Händen halten Sie ein Themenheft, das sechs Organisationen und Verbände gemeinsam erarbeitet haben: Artiset mit Curaviva, Insos und Youvita, Age-Stiftung, Diakonie Schweiz, Inclusion Handicap, Stiftung Soziokultur Schweiz sowie Unicef Schweiz und Liechtenstein. Sie alle fühlen sich der gesellschaftspolitischen Maxime verpflichtet, das Zusammenleben verschiedener Generationen und von Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen zu fördern. Eine solch organisationsübergreifenden Publikation erfolgt vor dem Hintergrund, dass entsprechende Veränderungen die Kooperation verschiedener Akteure benötigen.

Krisen, Unsicherheit und gesellschaftliche Spannungen führen dazu, dass Vertrauen schwindet, Ängste zunehmen und Menschen sich voneinander entfernen. Gerade dann wird soziale Teilhabe wichtig, weil sie Begegnung, Mitgestaltung und sozialen Zusammenhalt stärkt. Die von den Autorinnen und Autoren der Verbände und Organisationen erarbeiteten Beiträge lassen Menschen in diversen Lebenszusammenhängen zu Wort kommen: Jugendliche, Menschen mit Behinderungen, Seniorinnen und Senioren sowie geflüchtete Menschen. Ihre Geschichten machen deutlich, was es für sie bedeutet, sich zugehörig zu fühlen, zeigen aber auch, wie belastend es ist, ausgeschlossen zu sein.

Es ist ein Gewinn für die Gesellschaft, wenn sich alle als Teil davon verstehen und das gesellschaftliche Leben mit ihrem Engagement und ihrer Sichtweise prägen. Mit unserem Themenheft zeigen wir anhand ausgewählter Beispiele aus allen Teilen der Schweiz auf, wie dies gelingen kann.

Eine zentrale Rolle in unserem Leben spielen Städte und Gemeinden. Hier begegnen wir einander, hier tauschen wir

uns aus; in der unmittelbaren Nachbarschaft, einer Siedlung, innerhalb eines Quartiers oder auf Gemeindeebene. Unsere Beiträge illustrieren, wie kommunale Behörden, Organisationen, Institutionen sowie die Zivilgesellschaft Teilhabemöglichkeiten fördern – und damit zum sozialen Zusammenhalt beitragen. Auch wenn die Akteure zum Teil einzelne Zielgruppen besonders im Blick haben, schaffen sie mit der Bildung von Quartierzentren, Mehrgenerationenhäusern oder Spielplätzen die Voraussetzung für den Austausch unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen. Die Beispiele unterstreichen, dass dafür die Vernetzung und die Zusammenarbeit der relevanten Akteure und Organisationen erforderlich sind.

Zusätzlich zu gemeinschaftsfördernden Strukturen braucht es individuell passende Unterstützungsleistungen für Menschen, die darauf angewiesen sind. Was dies konkret heisst, stellen wir Ihnen ebenfalls im Themenheft vor.

Machen wir uns an die Arbeit, engagieren wir uns, als Bürgerin und Bürger, als Organisation oder Institution und als Gemeinde. Damit viele Menschen, so wie Heinz Linder (77), der im Aarauer Quartier Gönhard wohnt, sagen können: «Es ist einfach schön, mit Menschen zusammen zu sein, das gegenseitige Vertrauen zu spüren und gemeinsam etwas zu gestalten. Das Schönste aber ist, dass ich im Quartier angekommen bin.» (Seite 18 in diesem Heft). ■

Titelbild: Event in der Wohnsiedlung Holliger in Bern. In den fünf Häusern, wo fast 400 Erwachsene und 180 Kinder wohnen, gibt es zahlreiche Begegnungszonen. Foto: Daniel Kaufmann

Wer kocht sich an die Spitze?

In den Küchen der Schweizer Gemeinschaftsgastronomie entstehen jeden Tag herausragende Menüs. Doch diese stehen selten im Rampenlicht. Genau hier setzt die SWISS SVG-Trophy an – die offizielle Schweizermeisterschaft der Spital-, Heim-, Gemeinschafts- und Systemgastronomie – und rückt jene in den Fokus, die im Hintergrund Grosses leisten.

Die SVG-Trophy ist ein Teamwettbewerb und richtet sich an Dreierteams aus Heimen, Spitalern und Gemeinschaftsbetrieben, die ihren Beruf mit Stolz ausüben und ihre Leistung sichtbar machen wollen. Im Fokus steht nicht das Können einzelner, sondern das Zusammenspiel im Team: Vertrauen, klare Kommunikation, eingespielte Abläufe und die Fähigkeit, unter Druck



gemeinsam Entscheidungen zu treffen. Wer hier antritt, zeigt mehr als Kochtechnik – er zeigt Haltung, Organisationstalent und Zusammenhalt. Die Aufgabe verlangt Präzision und Praxisnähe: ein kreatives 3-Gang-Menü für 60 Personen mit maximalen Warenkosten von CHF 12.– pro Person. Bewertet werden zunächst Menübeschreibung und Präsentation. Die sechs besten Teams qualifizieren sich für das Finalkochen im eigenen Betrieb. Dort wird unter realen Bedingungen gearbeitet – parallel zum Tagesgeschäft. Genau diese Nähe zur Praxis macht die SWISS SVG-Trophy zu einer authentischen Schweizermeisterschaft und zu einem starken Signal nach innen wie nach aussen. Die Teilnahme bietet weit mehr als Wettbewerbsspannung: Sie schafft Sichtbarkeit für Betriebe und Fachpersonen. Teilnehmende profitieren von nationaler Wahrnehmung in Fachmedien und auf Social Media, stärken das Employer Branding ihres Betriebs und positionieren die Gemeinschaftsgastronomie als leistungsstarken, innovativen Bereich der Schweizer Kochkunst. Preisgelder bis CHF 3'000.– würdigen zusätzlich die erbrachte Leistung. Organisiert wird die Meisterschaft vom Schweizer Verband für Spital-, Heim- und Gemeinschaftsgastronomie (SVG), dem Schweizer Kochverband und Pistor AG.

Eingabeschluss ist der 19. Juni 2026. Die Finalisten werden am 29. Juni 2026 bekanntgegeben.

Zeigen Sie, was in Ihrer Küche steckt, denn wir suchen das beste Team der Branche. Informieren Sie sich jetzt und melden Sie Ihr Dreierteam an unter www.svg-trophy.ch

Fachliche Fragen: kochverband@hotelgastrounion.ch

Organisatorische und Medienanfragen: svgtrophy@pistor.ch



NEU mit KI-Funktionen

**Keinen Überblick mehr?
Dank TOGETHER haben Sie wieder klare Sicht!**

**Führen Sie mit TOGETHER Ihre Klientendossiers sehr effizient.
So gewinnen Sie Zeit für die Arbeit mit den Menschen.**



TOGETHER - die Standardsoftware für das Sozialwesen

corix AG | Zuchwilerstrasse 27 | CH-4500 Solothurn | +41 32 671 20 00 | www.corix.ch | info@corix.ch



Inhalt

Gute Praxis



Menschen zur Teilhabe befähigen

- Menschen mit Behinderung etwas zutrauen 12
- Mobile Altersarbeit fördert Selbstbestimmung 18
- Kinder und Jugendliche in ihrem Umfeld begleiten 22
- Tandemprojekte: Hilfe für Geflüchtete 27

Gute Praxis



Begegnungsfreundliches Wohnumfeld

- Sozial nachhaltige Siedlungen schaffen 38
- Quartiere, wo sich Menschen treffen 46
- In Gemeinden zusammen leben 56

Eine menschenrechtliche Forderung 06

Soziale Teilhabe ist als menschenrechtliches Querschnittsprinzip in internationalen Menschenrechtsverträgen ausdrücklich oder implizit verankert. Zentral ist Teilhabe in der UN-Behindertenrechtskonvention.

Porträts: Bedürfnisse und Wünsche 09

Ein soziales Netzwerk zu haben, mitreden und mitgestalten zu können: Das ist wichtig für das Wohlbefinden von Eliane (15), Abel (24), Laura Bachofner (39) und Christiane Schmutz (81).

Die Rolle von Städten und Gemeinden 30

Gemeinden und Städte sind der Ort, an dem politische Entscheidungen unmittelbar auf den Alltag wirken. Hier entscheidet sich, ob Zusammenleben und Solidarität im täglichen Leben konkret erfahrbar werden.

Engagement erfordert Zugehörigkeit 34

Zwei Vertreterinnen des Städteverbands und des Gemeindeverbands erläutern, was Städte und Gemeinden unternehmen, um den sozialen Zusammenhalt zu stärken. Gefordert sind auch Leistungserbringer, Organisationen und Vereine.

Soziale Teilhabe – ein Prinzip, das die Gesellschaft verpflichtet

Szene in der Wohnsiedlung Holliger in Bern: Zahlreiche Begegnungszonen im Aussenraum und im Innenraum der Siedlung sorgen dafür, dass hier nicht nebeneinander gewohnt, sondern miteinander gelebt wird.

Foto: Marco Zanoni

Die Teilhabe am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben und gleichzeitig der Schutz vor Ausgrenzung sind menschenrechtliche Forderungen. Soziale Teilhabe ist Voraussetzung für gesellschaftlichen Zusammenhalt. In der Schweiz gibt es ein Bewusstsein dafür, dass Teilhabe nicht für alle Menschen gewährleistet ist. Gefordert sind Veränderungen auf verschiedenen Ebenen, wie wir sie in diesem Themenheft vorstellen.

Von Elisabeth Seifert (Artiset) und Gregor Anderhub (Stiftung Soziokultur Schweiz)

Der gesellschaftliche Zusammenhalt respektive das funktionierende Zusammenleben von Menschen ist alles andere als selbstverständlich. Eine zentrale Voraussetzung dafür ist, dass alle die Möglichkeit haben, sich am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen und dieses aktiv mitzugestalten. Alle Akteure in einem Gemeinwesen, die staatlichen Ebenen sowie Organisationen und Institutionen sind deshalb gefordert, Teilhabe möglich zu machen. Die Bedeutung der Aufgabe zeigt sich darin, dass soziale Teilhabe als zentrales menschenrechtliches Querschnittsprinzip in mehreren internationalen Menschenrechtsverträgen ausdrücklich oder implizit verankert ist.

Bereits Artikel 1 der Menschenrechtserklärung der UNO von 1948 legt die ethische Grundlage für soziale Teilhabe, Gleichbehandlung und gegenseitige Verantwortung, wenn es hier heisst: «Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.» Die soziale Teilhabe zieht sich als grundlegendes Leitprinzip durch mehrere Bestimmungen der Menschenrechtserklärung: Verankert wird etwa das Recht jeder Person, am öffentlichen Leben teilzunehmen, das Recht auf soziale Sicherheit und die freie Entfaltung der Persönlichkeit

sowie das Recht der Teilnahme am kulturellen Leben.

Eine völkerrechtlich verbindliche Forderung

Um der rechtlich nicht bindenden Menschenrechtserklärung Geltung zu verschaffen, sind internationale Menschenrechtsverträge ausgehandelt und von den Staaten ratifiziert worden. Für die Schweiz rechtsverbindlich konkretisiert wird soziale Teilhabe im internationalen Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte (Uno-Sozialpakt). Dieser Pakt verpflichtet die Staaten, Ausgrenzung zu verhindern und gleichberechtigte Teilhabemöglichkeiten aktiv zu fördern. Ergänzend sichert der internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte (Uno-Zivilpakt) Teilhabe als politisches und gesellschaftliches Mitwirkungsrecht. Die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) ist vor allem eine indirekte Absicherung sozialer Teilhabe, indem sie diese durch einklagbare Freiheitsrechte und das Diskriminierungsverbot schützt.

Zentral und explizit verankert ist soziale Teilhabe in der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK), welche die Schweiz 2014 ratifiziert hat. Sie bildet den tragenden Grundpfeiler der Konvention. Bereits in den allgemeinen Grundsätzen wird die «volle und

wirksame Teilhabe und Einbeziehung in die Gesellschaft» ausdrücklich genannt. Inhaltlich wird Teilhabe in verschiedenen Artikeln als konkreter Rechtsanspruch ausgestaltet. Besonders zentral ist Artikel 19: Menschen mit Behinderungen haben Anspruch darauf, ihren Aufenthaltsort frei zu wählen, nicht zu bestimmten Wohnformen verpflichtet zu werden und Zugang zu gemeindenahen Unterstützungsdiensten zu erhalten.

Auch in der UN-Kinderrechtskonvention (UN-KRK, 1997 von der Schweiz ratifiziert) ist soziale Teilhabe verbindlich festgeschrieben. Sie wird zum einen als eigenständiges Recht von Kindern und Jugendlichen verstanden und ist zugleich Querschnittsprinzip für Schutz-, Förder- und Beteiligungsrechte. Im Zentrum steht Artikel 12, der das Recht des Kindes verankert, in allen es betreffenden Angelegenheiten seine Meinung frei zu äussern, ob im familiären Umfeld, in der Schule, den Institutionen und öffentlichen Verfahren. Weitere Bestimmungen konkretisieren Teilhabe in unterschiedlichen Lebensbereichen.

Für alle Menschen in allen Lebensphasen

Insgesamt unterstreichen diese Verträge, dass alle Menschen Anspruch haben auf eine gleichberechtigte Mitwirkung am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben. Für Kinder und Jugendliche ist soziale Teilhabe eng mit Entwicklung, Bildung und Mitbestimmung verbunden. Im Alter gewinnt soziale Teilhabe angesichts von gesundheitlichen Einschränkungen und veränderten sozialen Rollen besondere Bedeutung: Unabhängig davon, ob Menschen im Alter in ihrem eigenen Zuhause oder in einem Pflegeheim leben, müssen sie die Möglichkeit zu sozialen Kontakten, Zugang zu Dienstleistungen und zum öffentlichen Leben haben sowie bestmöglich über die Gestaltung ihres Lebens bestimmen können.

Bei Menschen mit Behinderung ist soziale Teilhabe verbunden mit →

Abbau von baulichen, kommunikativen und sozialen Barrieren und dem Zugang zu Bildung und Arbeit und dem Recht auf ein selbstbestimmtes Leben in der Gesellschaft. Für Migrantinnen und Migranten ist soziale Teilhabe ein zentrales Element des menschenrechtlichen Diskriminierungsschutzes. Für sie bedingt Teilhabe auch den Schutz vor faktischer Ausgrenzung, etwa durch Sprachbarrieren oder einen unsicheren Aufenthaltsstatus. Menschenrechtlich gefordert ist eine integrationsfördernde Ausgestaltung von Strukturen, die Mitwirkung und Zugehörigkeit ermöglicht.

Zentrale Bedeutung von Städten und Gemeinden

Über alle Akteure hinweg, von der Politik auf den drei Staatsebenen bis hin zu den Organisationen und Institutionen, besteht in der Schweiz heute ein Bewusstsein darüber, dass soziale Teilhabe noch längst nicht für alle Menschen gewährleistet ist. Gefordert sind Veränderungen auf verschiedenen Ebenen, wie wir sie in diesem Themenheft vorstellen.

Entscheidend sind zunächst strukturelle und politische Rahmenbedingungen aufseiten des Bundes, der Kantone sowie von Städten und Gemeinden. Mittels Regulierungen und Finanzierungssystemen müssen Teilhaberechte, wie sie sich etwa aus der UN-BRK oder der UN-KRK ergeben, gesetzlich verankert und konsequent umgesetzt werden. Von zentraler Bedeutung ist insbesondere die kommunale Ebene, gerade auch was Programme betrifft, die verschiedene öffentliche und private Akteure einbinden und ihnen Handlungsspielraum ermöglichen.

Lesen Sie dazu folgende Grundlagenbeiträge:

- Die Gemeinde: Dreh- und Angelpunkt nachhaltiger Entwicklung (Seite 30)
- «Wer sich zugehörig fühlt, engagiert sich auch»: Ein Interview mit zwei Vertreterinnen des Städteverbands und des Gemeindeverbands (Seite 34)

Mit zahlreichen Beispielen aus der Praxis machen wir weiter deutlich, wie es mit einer gemeinschaftsfördernden

Gestaltung des Wohnumfelds – von der Wohnsiedlung über Quartiere und Gemeinden bis hin zu Regionen – gelingt, allen Menschen Teilhabe an der Gesellschaft zu ermöglichen.

Lesen Sie dazu unter anderem folgende Beiträge:

- Siedlungen sozial attraktiv gestalten (Seite 38)
- Genfer Quartiertreffs reagieren auf lokale Bedürfnisse (Seite 46)
- Wie Institutionen das Quartierleben mitgestalten (Seite 53)
- Ein gemeinschaftsfördernder Garten in der Gemeinde Ardon (VS) (Seite 59)
- Caring Communities vernetzen im ländlichen Raum (Seite 68)

Individuelle Unterstützung und Befähigung

Zusätzlich zu gemeinschaftsfördernden Strukturen sind individuelle Unterstützungsleistungen nötig für Menschen, die darauf angewiesen sind. Ausgangspunkt für diese Unterstützungsangebote müssen die Alltagsrealitäten der Menschen sein. Entlang ihrer persönlichen Bedürfnisse, ihrer Ressourcen und Interessen gilt es die Menschen zu befähigen, das eigene Leben zu gestalten und das Leben der Gemeinschaft aktiv mitzuprägen.

Lesen Sie dazu etwa folgende Beispiele guter Praxis:

- «Es braucht eine Gesellschaft, die uns zutraut, selbstbestimmt zu wohnen»: Ein Interview mit einem Mann, der mit Assistenz lebt (Seite 12)
- Älteren Menschen Zugehörigkeit ermöglichen – mit Mobiler Altersarbeit (Seite 18)
- Begleiten statt trennen – wie Familien gestärkt werden können (Seite 22)
- Zürcher Tandems machen Integration lebendig (Seite 27)

Es braucht eine Vernetzung der Akteure

Ob es um gemeinschaftsbildende Angebote oder um Massnahmen auf individueller Ebene geht – es handelt sich immer um eine gemeinsame Aufgabe. In der Verantwortung stehen Politik und Verwaltung, aber auch Institutionen und Organisationen aus dem Sozial-

Gesundheits- und Bildungsbereich, sowie die Zivilgesellschaft und jedes einzelne Individuum. Zahlreiche Artikel in diesem Themenheft machen die Bedeutung der Vernetzungsarbeit deutlich – mit dem Ziel, tragfähige und nachhaltige Unterstützungsstrukturen im Gemeinwesen zu entwickeln.

Lesen Sie zum Beispiel folgende Beiträge:

- Zusammen wohnen, zusammen leben – ein gemeinsames Projekt von Wohnbaugenossenschaften, Vereinen und Kirchen (Seite 43)
- Quartierarbeit im aargauischen Suhr lädt zur Mitwirkung ein (Seite 49)
- Ein grosses Netzwerk von Altersorganisationen im Kanton Genf (Seite 64) ■

«CHARTA DER SOZIOKULTURELLEN ANIMATION»

Die Charta der Soziokulturellen Animation bietet einen gemeinsamen Orientierungsrahmen für soziokulturelles Handeln in unterschiedlichen institutionellen und gesellschaftlichen Kontexten. Sie basiert auf den Menschenrechten, demokratischen Grundwerten sowie dem Berufskodex von Avenirsocial und formuliert zentrale Haltungen und Prinzipien für Teilhabe, Begegnung und demokratische Mitgestaltung. In einer sich wandelnden Gesellschaft macht sie die gesellschaftliche Relevanz von ressourcenorientierten, partizipativen und vermittelnden Ansätzen sichtbar und leistet einen wichtigen Beitrag zur Stärkung des sozialen Zusammenhalts in Quartieren, Gemeinden und sozialen Räumen. Angelehnt an die Charta vergibt die Stiftung Soziokultur im Jahr 2026 zum ersten Mal den «Soziokultur Award», mit dem Projekte und Initiativen ausgezeichnet werden, die sich für sozialen Zusammenhalt, Chancengleichheit und Demokratieförderung einsetzen. Erarbeitet wurde die Charta von der Stiftung Soziokultur Schweiz, der Hochschule Luzern für Soziale Arbeit, Avenirsocial und von der Höheren Fachschule für Gemeindeanimation von Artiset Bildung. Zudem wird sie von zahlreichen Organisationen aus dem soziokulturellen Berufsfeld unterstützt.

Sie bringen sich ein – und sagen, wie das möglich wird

Stellvertretend für weitere Menschen sprechen drei Frauen und ein Mann über ihre soziale Teilhabe. Sie sind zwischen 15 und 81 Jahre alt – und befinden sich in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen. Allen gemeinsam ist: Ein soziales Netzwerk zu haben, mitreden und gestalten zu können, sind zentral für ihr Wohlbefinden. Das geht nicht ohne das eigene Engagement, eine wichtige Bedeutung haben aber auch Gesellschaft und Politik.

Eliana, 15 Jahre, aus Wetzikon

Eliana kommt seit mehreren Jahren regelmässig ins Jugi Wetzikon. In ihrem Alltag sind Ruhe, genügend Schlaf und Zeit mit Freundinnen und Freunden besonders wichtig. Mit der Jugendarbeit kam sie bereits in der 6. Klasse in Kontakt, als das Team ihre Schule besuchte und die Angebote vorstellte. Seither ist das Jugi für sie ein fester Ort geworden – zum Reden, Spielen und Abhängen. Besonders schätzt sie die Cliquenräume, in die man sich zurückziehen, Musik hören oder einfach für sich sein kann.

Was Eliana am Jugi besonders gefällt, ist die Möglichkeit, mitzureden und mitzuentcheiden. Ein Erlebnis ist ihr dabei besonders geblieben: die Jugi-Party, die sie gemeinsam mit anderen Jugendlichen organisiert hat. «Es fühlt sich gut an, respektiert zu werden und dass ältere Personen einem wirklich zuhören. Das ist sonst oft nicht so.» Für Eliana war die Party ein starkes Zeichen von Vertrauen – und eine Erfahrung, die Wirkung zeigte.

Durch die Mitarbeit hat sie gemerkt, dass sie Verantwortung übernehmen kann. Ihre organisatorischen Fähigkeiten hätten sich spürbar entwickelt, sagt sie. Solche Erfahrungen seien wichtig, um herauszufinden, was einem liegt – und weil vieles später auch im Berufsleben hilfreich sein könne. Auch der Umgang mit Regeln und Grenzen gehört für sie dazu: Man könne Fehler machen und darüber sprechen, ohne sofort ausgeschlossen zu werden.

Für Wetzikon wünscht sich Eliana mehr Orte für junge Menschen. Treffpunkte ausserhalb des Jugis fehlten, oft werde man in Einkaufszentren weggeschickt. Ein offener Ort würde Begegnungen ermöglichen – auch mit Jugendlichen aus anderen Gemeinden. Eliana selbst möchte sich weiterhin engagieren. Bei zukünftigen Jugi-Projekten wäre sie sofort wieder dabei. «Mit der Party hatten alle einen Ort, an den sie gehen konnten. Sonst wären viele einfach zu Hause geblieben.»

Von Lukas Vogt (Stiftung Soziokultur Schweiz)

Abel (Name geändert), 24 Jahre

Mit 18 Jahren musste Abel sein Heimatland verlassen. Er wuchs in einem Gebiet ständigen Konflikts auf. «In meinem Heimatort lagen viele Tote am Boden. Die Soldaten konnten nicht alle wegtragen. Es waren zu viele», erzählt Abel. Mit zwei Freunden flüchtete er Richtung Norden. Drei Jahre waren sie unterwegs, überquerten das Mittelmeer und landeten schliesslich in der Schweiz.

Nach seiner Ankunft lebte Abel ein Jahr lang in einem Asylzentrum in Konolfingen. Es gelang ihm dort schnell, neue Kontakte zu knüpfen: «Ich bin kommunikativ und trete gerne mit Leuten in Verbindung.» Er besuchte einen Sprachkurs und konnte sich nach nur fünf Monaten auf Deutsch verständigen. In Bern fühlte Abel sich erstmals →



Im Uhrzeigersinn:
Eliana (in der Mitte des Bildes),
Laura Bachofner, Abel und
Christiane Schmutz.

Fotos: zvg

angekommen. Er baute sich ein soziales Netz auf und lern- te dort auch seine Freundin kennen. Sein Schutzstatus wird ihm anerkannt.

Doch dann kam der Schock: Die Behörden entscheiden, dass der Kanton Aargau ab sofort für Abel zuständig ist. Er musste Bern verlassen. Warum, weiss er bis heute nicht: «Die Regeln sind zu kompliziert, es ist wie Lotto.» Ein Gesuch um Wechsel vom Kanton Aargau zurück nach Bern wurde abgelehnt.

Der Neuanfang in Aarau fiel Abel schwer. Die Asylunter- kunft war laut und eng. Sie waren zu fünft in einem kleinen Zimmer. Sich zu konzentrieren und zu lernen war kaum möglich. Und es gab ständige Wechsel: «Du kannst keine konstanten Verbindungen aufbauen.» Ein Erlebnis hat sich bei Abel eingebrennt: «Einmal hat mich jemand mit einem Messer bedroht. Wir hatten nichts miteinander zu tun, wir haben nicht einmal die gleiche Sprache gesprochen.» Zwar durfte er sich eine eigene Wohnung suchen, doch für eine Person mit seinem Status ist dies fast aussichtslos. Jede Wo- che fuhr er nach Bern, um seine Freundin zu sehen. Die teuren Zugtickets bezahlte er mit seinem Essensgeld.

Seit Anfang 2026 wohnt Abel in einer Vierer-WG in einem Dorf im Kanton Aargau. «Momentan geht es in die

richtige Richtung», sagt er. Trotzdem will er eigentlich zu- rück nach Bern: «Alle Leute, die ich kenne, sind hier.» Er möchte eine Lehre beginnen und sich aus der Zuständigkeit des Kantons lösen. Doch eine Ausbildung würde zwei bis drei Jahre dauern. «Eine Fernbeziehung ist schwierig. Aber es geht nicht anders.»

Von Linus Graber (im Auftrag von Diakonie Schweiz)

Laura Bachofner, 39 Jahre, aus Köniz

«Ich gebe alles in meinem Alltag, auch wenn ich dann jeweils völlig erschöpft bin und mich ausruhen muss», sagt Laura Bachofner, «entweder bin ich on oder off.» Sie hat Multiple Sklerose, ist im Rollstuhl unterwegs und wohnt mit ihren beiden Töchtern Lea (9) und Carla (7) in Köniz. Neben ihrer Familie hat vor allem ihr Engagement für die Gesell- schaft einen hohen Stellenwert. Sie ist Mitglied der Grünen und setzt sich auf allen Staatsebenen für ökologische und soziale Anliegen ein.

Laura Bachofner, die Psychologie bis zum Bachelor studiert hat, ist mittendrin, gestaltet mit und argumentiert leidenschaftlich gerne. «Ich bin Aktivistin», bekennt sie. Mit ihrem

Engagement hat sie sich in Köniz einen Namen gemacht. Im letzten September, bei ihrer Teilnahme an den Wahlen ins Gemeindeparlament, ist sie auf dem ersten Ersatzplatz gelangt. Dass Laura Bachofner in dieser Weise an der Gesellschaft teilnehmen kann, ist – neben ihrem Kampfgeist – nur dank den IV-Assistenzleistungen denkbar. Während drei halben Tagen gehen ihr insgesamt drei Assistenzpersonen zur Hand. Eine davon ist der pensionierte Lebenspartner ihrer Mutter, der eine besonders grosse Hilfe für sie ist. Unterstützung benötigt sie vor allem im Haushalt und bei allerhand Besorgungen für die Familie. «Ohne diese Assistenz hätte ich keine Kraft, um ausser Haus tätig sein zu können.»

Sich einbringen und etwas bewirken zu können, ist für sie gerade auch aufgrund ihrer Krankheit besonders wichtig. «Ich fühle mich dadurch als Teil der Gesellschaft, die Mitgestaltungsmöglichkeiten geben mir Energie.» Auch beruflich möchte sie sich etablieren. Den Traum einer wissenschaftlichen Laufbahn musste sie aufgrund ihrer Krankheit begraben, da die IV für ein Masterstudium kein Taggeld gesprochen hatte. Jetzt plant sie eine Weiterbildung, um Tiergestützte Interventionen anbieten zu können. Da die IV sie dafür aber als zu krank erachtet, beteiligt sie sich nicht an den Kosten. «Menschen mit IV werden mit solchen Entscheiden von einer für sie sinnvollen Tätigkeit und einer Verbesserung ihrer finanziellen Situation ausgeschlossen», bedauert sie, «gerade das aber ist für eine Stabilisierung äusserst wichtig.»

Von Elisabeth Seifert (Artiset)

Christiane Schmutz, 80 Jahre, aus Nyon

Christiane Schmutz empfängt uns in ihrer Wohnung einer Wohnbaugenossenschaft in Nyon. Seit mehr als fünfzig Jahren wohnt sie hier gemeinsam mit ihrem Mann. Die warmen Farben im Wohnzimmer schaffen eine gemütliche, heimelige

Atmosphäre. Mit Blick auf die Vergangenheit sagt die fast 81-Jährige, sie habe ein wunderbares Leben gehabt. Geboren wurde sie in Yverdon in bescheidenen Verhältnissen. Man hatte nicht viel, es fehlte aber auch an nichts. Trotz einer strengen Erziehung gab es viel Liebe und «einen Garten, der neben dem Körper auch den Geist nährte».

Nach der Nähschule in Lausanne und dem Besuch des Lehrerinnenseminars unterrichtete sie Handarbeit in Einführungsklassen für Kinder aus dem Ausland, die kein Französisch sprachen. Diese erlebte Vielfalt ist sicherlich einer der Gründe für ihre Aufgeschlossenheit, ihr Sinn für das Miteinander und ihr echtes Interesse an ihren Mitmenschen. Ihre Tätigkeit als Gewerkschafterin und anschliessend als Präsidentin einer Wohnbaugenossenschaft sensibilisierten sie später auch für soziale Gerechtigkeit und Solidarität.

Heute, mit gut 80 Jahren, führt sie immer noch ein aktives Leben, bastelt, geht spazieren, macht jeden Morgen trotz Schmerzen ihre Gymnastik und kümmert sich um Angehörige oder Nachbarn, die mehr Unterstützung benötigen. «Alt werden bedeutet für mich, an körperlicher Kraft zu verlieren, aber gleichzeitig anderen gegenüber aufgeschlossen zu bleiben. Es bedeutet nicht, sich zurückzuziehen.» Die Verbindung mit anderen war für sie immer sehr wichtig, auch wenn sie im Laufe der Jahre zunehmend die Stille und die innere Einkehr schätzen gelernt hat. «Je älter ich werde, desto wohler fühle ich mich in der Natur.» Das hindert sie jedoch nicht daran, mit ihrem Mann weiterhin ins Kino, ins Theater und in Ausstellungen zu gehen, mitzureden und sich über die soziale Ungerechtigkeit und die Stigmatisierung bestimmter Bevölkerungsgruppen zu empören.

Christiane Schmutz schätzt sich glücklich. Spezielle Unterstützung benötigt sie momentan noch nicht. Angst vor der Zukunft hat sie nicht: «Man muss auf das Leben vertrauen und jeden Tag so nehmen, wie er kommt.» ■

Von Anne-Marie Nicole (Artiset)

Anzeige



BENCHMARK UND WIRTSCHAFTLICHKEITSANALYSE MIT HEBES: NEU AUCH UNTER VERWENDUNG DER KORE ARTISET!

Weitere Informationen zur Aktualisierung unserer Plattform unter www.hebes.ch

Ein Produkt der Keller Unternehmensberatung AG

KELLER
UNTERNEHMENS
BERATUNG

Strategie
Projekte
Controlling
Prozesse

www.keller-beratung.ch 056 483 05 10 5000 Aarau



**«Es braucht eine
Gesellschaft, die
uns zutraut, selbst-
bestimmt zu wohnen»**

Matyas Sagi-Kiss lebt mit Assistenz, die es ihm erlaubt, selbstbestimmt zu leben und zu wohnen.

Foto: Claudia Brandberger, Personality Photography

Matyas Sagi-Kiss lebt mit Assistenz. Mittels IV-Assistenzmodell organisiert er seinen Alltag eigenständig, ist in der Verwaltung des Kantons Zürich tätig, politisch aktiv und in seiner Nachbarschaft vernetzt. Sein Beispiel zeigt: Wo Selbstbestimmung möglich ist, gewinnt die Gesellschaft.

Von Kim Pittet (Inclusion Handicap)

Herr Sagi-Kiss*, Sie leben mit Assistenz – was bedeutet das genau?

Mit Assistenz zu leben heisst, dass mir ein Budget der IV zur Verfügung steht. Damit kann ich Menschen anstellen, die mich unterstützen, selbstbestimmt zu leben und zu wohnen. Dies zeigt sich teils in banalen Aktivitäten, etwa wenn es darum geht, meine Wohnung zu putzen. Aber auch in unüblicheren Situationen, bei denen ich mich etwa an neue Orte begeben. Im Grunde ermöglicht mir das Assistenzmodell Autonomie im Alltag.

Wie sieht konkret ein Tag in Ihrem Leben aus?

Ich habe vordefinierte Dienste, an denen ich Unterstützung erhalte. Meine Assistenzpersonen sind meine Schwester sowie mein bester Freund. Sie kennen meine Bedürfnisse am besten und würden mich sowieso unterstützen, wenn auch nicht in diesem Ausmass. Nun kann ich sie dafür bezahlen, was zu weniger Abhängigkeit, mehr Selbstverständlichkeit und einer Professionalisierung führt. Oft schreiben Menschen im Assistenzmodell jedoch Stellen aus und finden so zu einer Assistenzperson. Dadurch können sie ihr Assistenzteam unabhängig von Angehörigen sowie ihren Bedürfnissen

entsprechend gestalten. Meine Assistenzpersonen helfen mir im Alltag bei denjenigen Dingen, die ich nicht selbst ausführen kann. So hilft mir mein Freund beim Schneiden der Zehennägel oder meine Schwester beim Einkaufen. Dabei müssen wir alle etwas flexibel sein, denn ein Tag ist nicht immer bis ins Detail planbar.

Was hat sich verändert, seit Sie im Assistenzmodell leben?

Es bringt Erleichterung in mein Leben. Einerseits bin ich nicht mehr auf Gratihilfe angewiesen. Es entlastet mich von ständiger Dankbarkeit. Denn die Abhängigkeit verringert sich, wenn du Menschen für ihre Unterstützung bezahlen kannst. Es fällt mir so auch leichter, meine Bedürfnisse klar zu formulieren. Andererseits ist die Verbindlichkeit höher. Ich kann auf die Menschen zählen, wenn ich sie dafür bezahle, und kann sie in meine Tagesplanung einbeziehen.

Waren Sie schon immer offen gegenüber diesem Lebensmodell?

Ich habe die Entwicklung und Verankerung des Assistenzmodells von Beginn an mitverfolgt. Eine Bekannte, Katherina Kanka, hatte damals stark dafür lobbyiert und praktisch im

Parlament campiert, damit die Einführung gesetzlich verankert wird. Das geschah dann 2012 tatsächlich auch. Ich war begeistert von den Möglichkeiten, die dieses Modell erstmals Menschen mit Behinderungen eröffnet. Bis dahin gab es keine Alternativen zu institutionellen Wohnformen. Für mich war klar: So will ich leben.

Das Assistenzmodell war druckfrisch und viele Fragen noch offen. Wieso haben Sie sich trotz aller Ungewissheiten gegen eine Institution entschieden, als Sie vom Elternhaus ausgezogen sind?

So, wie ich jetzt lebe, bin ich Teil der Gesellschaft. Ich kann beispielsweise selbst entscheiden, wann ich einkaufen will. Dabei bin ich – abgesehen von der Abrechnung des Assistenzbeitrags – niemandem Rechenschaft schuldig. Die Selbstbestimmung ist selbstverständlich, während sie in einem Heim noch immer als Wohlwollen angesehen wird. Ich sage nicht, dass generell eines besser ist als das andere. Ich könnte es mir aber nicht anders vorstellen. So kann ich arbeiten und habe eine Tagesstruktur. Die Assistenz richtet sich nach mir, und nicht umgekehrt.

Das ermöglicht auch Ihr politisches Engagement.

Genau. Denn seit 2019 bin ich Mitglied der Geschäftsleitung der Sozialdemokratischen Partei Kanton Zürich. Mein Arbeitsplatz liegt nahe an meiner Wohnung. Das erleichtert vieles. Dieses Amt innezuhaben wäre wohl kaum möglich, würde ich in einer Institution leben. Die Institutionen liegen meist ausserhalb des Stadtzentrums und verfügen über starre Strukturen, die nicht mit meiner Arbeitszeit vereinbar wären. Die Teilhabe geht aber über mein politisches Engagement hinaus, sie betrifft alle Lebensbereiche. Wenn ich nicht autonom leben könnte, dann wäre mein Sozialraum zu einem grossen Teil durch die Institution und ihre Rahmenbedingungen bestimmt. So hingegen kann ich mich in die Nachbarschaft einbringen, →

Bildungsangebote nutzen und meine Freizeit gestalten. Ich bin dort unterwegs, wo ich wohne. Und dadurch bin ich automatisch in die Gesellschaft inkludiert.

So entstehen wertvolle soziale Kontakte in der Nachbarschaft, die Hemmungen und Stereotypen überwinden. Zudem schaffen Sie als Arbeitgeber Arbeitsplätze. Eine Win-win-Situation für alle?

Durchaus. Erst kürzlich bin ich in meiner Stammbar mit jemandem ins Ge-

stände bringen und Socken ausziehen. So muss ich nicht auf die nächste Assistenzperson warten, wenn mir etwas herunterfällt. Auch bellt sie, wenn ich notfallmässig Hilfe benötige. Das gibt mir in der Zeit, in der ich ohne Assistenz zuhause oder unterwegs bin, Sicherheit und schafft wiederum ein grösseres Mass an Selbstständigkeit. Aber Ginger ist auch eine Brückenbauerin. Andere Menschen müssen teils wegen des Hundes mit mir interagieren. Sie hilft ihnen, auf mich zuzugehen. Das baut Hemmungen ab.

Wie sollte sich Ihrer Meinung nach das IV-Assistenzmodell entwickeln?

Um das Budget des Assistenzbeitrags zu erhalten, muss ich monatlich Abrechnungen und Stundenrapporte an die IV senden. Alle Assistentinnen und Assistenten benötigen einen Arbeitsvertrag. Das alles bedeutet administrativen Aufwand auf meiner Seite, aber auch seitens IV. Ich fände es eine gängige Lösung, wenn der Assistenzbeitrag analog der Hilfslosenentschädigung ermittelt und anschliessend monatlich an die versicherte Person ausbezahlt wird, ohne dass diese in der Beweispflicht ist. Ich gehe davon aus, dass diese Bürokratie besteht, um den Missbrauch vorzubeugen. Das ist aber zynisch und menschenverachtend, denn der Bedarf wurde ja von der IV vorab festgestellt und wird immer im Rahmen von Revisionen überprüft.

Was braucht es, damit Menschen mit Behinderungen in Zukunft selbstverständlicher Teil der Gesellschaft sind?

Das Modell muss mittels Kampagnen bekannter werden. Auch müssen Menschen mit Behinderungen administrative Unterstützung erhalten und dadurch ein niederschwelliger Zugang gewährleistet sein. Es braucht eine Politik, die die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen hör- und sichtbar macht. Menschen am Hebel müssen Lobbying betreiben, damit das Modell weiter ausgebaut wird. Und schliesslich braucht es eine Gesellschaft, die das Konzept von Fürsorgeeinrichtungen hinter sich lässt und Menschen mit Behinderungen zutraut, selbstbestimmt zu wohnen. ■

* Matyas Sagi-Kiss ist 42 Jahre alt, wohnt in Zürich und ist ausgebildeter Wirtschaftsjurist FH. Er ist als Vizepräsident des Bezirksrats Zürich tätig und sitzt in der Geschäftsleitung der SP Kanton Zürich. Unter anderem engagiert er sich im Vorstand von Pro Infirmis Schweiz und ist Präsident der Behindertenkonferenz Kanton Zürich.

«Ich habe Hilfe bei teils banalen Aktivitäten, etwa wenn es darum geht, meine Wohnung zu putzen. Aber auch in unüblicheren Situationen, bei denen ich mich beispielweise an neue Orte begeben.»

Matyas Sagi-Kiss

sprach gekommen, weil wir beide Kaffeekumpane sind und uns deshalb dort immer wieder antreffen. Dabei haben wir übers Kochen gesprochen. Allein zu kochen ist für mich schwierig, denn die Gerichte sind heiss, und dadurch wird es rasch gefährlich. Weil mein Kaffeekumpane von Beruf Koch ist und ein Psychologiestudium begonnen hat, ist er auf Jobsuche. Ich habe ihn angefragt, ob er an einer Assistenzstelle für gelegentliche Kochdienste interessiert sei. Das macht für uns beide Sinn und Spass. Schlussendlich zeigt es aber auch, wie das Assistenzmodell mehr Möglichkeiten schafft, um miteinander in Kontakt zu kommen.

Nebst dieser dritten Person haben Sie auch eine vierbeinige Assistentin. Wie ergänzt die Hündin die Arbeit der Menschen, die Sie unterstützen?

Meine Assistenzhündin Ginger kann Türen öffnen und schliessen, Gegen-

Das Assistenzmodell ermöglicht Teilhabe und Selbstbestimmung. Sehen Sie auch kritische Punkte am Modell?

Es besteht klarer Verbesserungsbedarf. Denn das Modell hat sich seit Inkrafttreten im Jahr 2012 nicht weiterentwickelt. Von Beginn an liegt der administrative Aufwand bei den Menschen mit Behinderungen – und dieser ist viel zu hoch. Die Regeln, wen ich als Assistenzperson anstellen darf, sind zu restriktiv, denn die eigenen Eltern oder Kinder können nicht angestellt werden. Zudem fällt der Lohn sehr tief aus. Dadurch ist es schwierig, passendes Personal zu finden. Hinzu kommt, dass jeder Kanton das Assistenzmodell anders handhabt. Hier brauchen wir endlich eine schweizweit einheitliche Lösung. Sogar ich selbst habe lange mit dem Antrag gewartet, denn ich hatte Angst vor dem Aufwand und scheute den Kontakt mit der IV.

Die Menschen entscheiden selbst, wie sie teilhaben möchten

Menschen mit Behinderungen mittels individueller, auf ihre spezifischen Bedürfnisse ausgerichteter Dienstleistungen zu einem selbstbestimmten Leben innerhalb der Gesellschaft befähigen: Das haben sich etliche Institutionen seit einigen Jahren auf die Fahne geschrieben, auch der Schlossgarten Riggisberg. Zentrale Aspekte sind individuell passende Wohnformen und Begegnungen mit dem Umfeld.

Von Elisabeth Seifert (Artiset)

Der «Schlossgarten Riggisberg» liegt leicht erhöht über dem Dorfkern auf einem Plateau der gleichnamigen Gemeinde im Herzen des Ganterschgebietes. Und wie der Name andeutet, gruppieren sich die Gebäude der Institution, die 267 erwachsene Menschen mit psychischen oder kognitiven Beeinträchtigungen begleitet, rund um eine historische Schlossanlage. Vision und Werte des «Schlossgartens» weisen indes in die Zukunft, eine Zukunft, in der Menschen mit Behinderungen mitten in der Gesellschaft leben.

«Wir haben uns den Forderungen der UN-Behindertenrechtskonvention verschrieben und setzen uns für gleiche Rechte für Menschen mit Beeinträchtigungen ein», sagt Stefan Lüthy. Er leitet einen Bereich der aufsuchenden Betreuung sowie die Abteilung Psychiatrie und einen Wohnbereich für Menschen mit herausforderndem Verhalten. «Die Menschen sollen sich individuell entfalten können und ein gleichberechtigter Teil der Gesellschaft sein», unterstreicht er. Der «Schlossgarten» arbeitet Schritt für Schritt gemeinsam mit den Menschen mit Beeinträchtigungen auf diese Ziele hin. Dies erfordert einen grundlegenden Wandel im Betreuungsverständnis, wie Lüthy ausführt. Nämlich weg von einem kollektiven, für alle Menschen gleichen Dienstleistungspaket, hin zu einem individuellen Angebot, das auf die spezifischen Bedürfnisse jedes Einzelnen zugeschnitten ist. Sei dies beim Wohnen, beim Arbeiten oder bei den

erforderlichen Unterstützungsleistungen. Der «Schlossgarten» entwickle sich, so Lüthy, immer mehr zu einem Dienstleistungszentrum. Im Kanton Bern und weiteren Kantonen sind derzeit Gesetze in Umsetzung begriffen, die mit einer entsprechenden Finanzierung eine solche Individualisierung möglich machen.

Die Menschen dort abholen, wo sie stehen

Mit dem Wandel weg von kollektiven hin zu individuellen Dienstleistungen verabschiedete man sich davon, wie Lüthy weiter ausführt, die Menschen umfassend zu umsorgen. «Wir holen die Menschen vielmehr dort ab, wo sie stehen, und versuchen dann zusammen mit ihnen eine Entwicklung hin zu einem selbstbestimmten Leben in Angriff zu nehmen, immer in Übereinstimmung mit ihren eigenen Zielen.»

In den letzten Jahren hat der «Schlossgarten Riggisberg» bereits wesentliche Pflöcke in diese Richtung eingeschlagen. So sind individuell passende, abgestufte und durchlässige Wohnmöglichkeiten geschaffen worden. 30 Menschen leben heute in Studios oder Wohnungen und weitere 90 in Wohngruppen, wo sie ihren Alltag weitgehend selbständig gestalten und nur niederschwellig begleitet werden. Stefan Lüthy spricht hier von «aufsuchender Betreuung»: Die Teams sind nicht mehr auf den Wohngruppen präsent, sondern unterstützen die Menschen von ausserhalb. Die spezifisch auf →

Gute Praxis

die Bedürfnisse zugeschnittenen Leistungen betreffen etwa die Haushaltführung, Budgetfragen oder die Versorgung mit Medikamenten.

Während in einem Gebäude das Team auch nicht mehr im Haus stationiert ist, ist es in einem anderen Gebäude immerhin noch präsent. «Wir werden uns aber auch hier im Verlauf der nächsten Monate zurückziehen», sagt Lüthy – und hält fest: «In dem Gebäude, aus dem wir bereits ausgezogen sind, ist die Selbstständigkeit der Menschen massiv gestiegen.» Auch wenn es nicht immer ganz einfach sei, das richtige Mass an Betreuung zu finden, sei es wahrscheinlich zielführender, «den Menschen eher zu viel als zu wenig zu zutrauen.» Der Weg hin zu mehr Selbstständigkeit sei dabei immer ein beidseitiger Prozess, ist Lüthy überzeugt. «Wir haben die Aufgabe, die Menschen im Hinblick auf ein möglichst selbstständiges Leben zu befähigen, und sie selbst können trotz einer Beeinträchtigung ebenfalls an dieser Vision arbeiten.»

Viele suchen den Kontakt zur Gesellschaft

In Zukunft plant der Schlossgarten Riggisberg weitere Schritte hin zu noch selbstständigeren Wohnmöglichkeiten:

Die Studios und Wohnungen sollen künftig unabhängiger von den Wohngruppen geführt werden und möglicherweise auch in einer grösseren Distanz zu diesen liegen; selbst ausserhalb des Schlossgarten-Areals, wie in der Gemeinde Riggisberg oder noch weiter weg ist denkbar. In diesen Wohnungen und auch in den Wohngruppen werden die Teams der aufsuchenden Betreuung zudem mit Touren arbeiten, bei denen sie je nach Bedarf bei den Menschen vorbeischauen und noch spezifischer individuelle Entwicklungen möglich machen.

Neben den Wohnformen mit aufsuchender Betreuung begleiten die Schlossgarten-Teams rund 140 Menschen in Wohngruppen mit einer durchgängigen Betreuung vor Ort. «Auch hier versuchen wir, möglichst spezifische Dienstleistungen zu erbringen», sagt Lüthy. «Jemand kann vielleicht recht selbstständig leben, braucht aber Unterstützung bei somatischen Defiziten.» Schliesslich begleitet der Schlossgarten weitere acht Menschen mit einem besonders anspruchsvollen Betreuungsbedarf. Dank «intensiven Dienstleistungen» und entsprechenden personellen Ressourcen werde es möglich, dass sich diese Menschen frei und ohne geschlossene Türen auf dem Gelände bewegen können.

Anzeige



Claudia Lüthy ist seit September 2025 Leiterin «Leben im Alter» in Frienisberg. Sie hat 35 Jahre in der Akutpflege gearbeitet und sämtliche Führungsstufen bis zur Pflegedirektion durchlaufen. In ihrer Freizeit ist sie mit dem Bike und auf den Ski unterwegs. Sie lebt mit ihrer Familie in Ins (BE).



PUBLIREPORTAGE

FÜHRUNG IM WANDEL: 100 TAGE ALS LEITERIN «LEBEN IM ALTER» IN FRIENISBERG

Zukunftsfähige Pflege braucht klare Prozesse, moderne Strukturen – und eine Führung, die hinschaut und im Dialog bleibt.

Der Pflegealltag ist fordernd. Wie gelingt es Ihnen, eine wertschätzende und resiliente Arbeitsumgebung zu gestalten?

Indem ich hinschaue und im Gespräch bleibe. Nicht alles rechtfertigen, sondern gemeinsam Lösungen suchen: Wo können wir entlasten, wo etwas verschieben, wo Prioritäten neu setzen? Wer einen grossen Teil seines Wissens einbringen darf und Teil eines verlässlichen Teams ist, hält Belastung besser aus.

Welche strukturellen und digitalen Veränderungen sind in der Langzeitpflege

in den nächsten Jahren besonders wichtig?

Für mich stehen zuerst die Prozesse im Zentrum. Wenn diese nicht klar sind, bringt auch die beste IT keine Entlastung. Digitalisierung kann unterstützen, etwa bei Dokumentation oder Dienstplanung, ist aber kein Selbstzweck. Gleichzeitig müssen wir Strukturen prüfen: Führungsspannen, Stellvertretungen und Verantwortlichkeiten so gestalten, dass sie nicht an einzelnen Personen hängen bleiben. Dazu gehören auch Teilzeitmodelle.

LESEN SIE DAS GANZE INTERVIEW HIER:

FRIENISBERG – ÜSES DORF

Frienisberg ist ein lebendiges Dorf im Seeland (BE), das Menschen mit körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen ein umsorgtes Zuhause bietet und Unterstützung, Betreuung oder Pflege ermöglicht. frienisberg.ch



Der Schlossgarten holt die Leute zu sich, etwa mit einer Modeschau, die mit zwei Modehäusern organisiert wurde und bei der sich Bewohnende mit der neusten Mode auf dem Laufsteg präsentieren konnten.

Foto: Mirjam Zurbruegg



Neben den unterschiedlichen Wohnformen unterstützten die Schlossgarten-Teams die Menschen auch dabei, entsprechend ihren individuellen Bedürfnissen und Wünschen am sozialen Leben teilzunehmen. «Die Menschen sind die Expertinnen und Experten, sie entscheiden selbst, wie sie teilhaben möchten». Auch im Bereich der aufsuchenden Betreuung gebe es solche, die eher für sich bleiben möchten, «es gibt aber auch sehr viele, die den Kontakt mit der Gesellschaft suchen und zum Beispiel über sich und ihre Erfahrungen reden möchten». Sie organisieren sich ihre Aktivitäten dabei oft völlig selbstständig ohne unser Wissen, unterstreicht Lüthy.

Wie sich Barrieren abbauen lassen

Um den begleiteten Menschen die Teilhabe an der Gesellschaft zu ermöglichen, organisiert der Schlossgarten aber auch selber eine breite Palette an Freizeitaktivitäten ausserhalb der Institution, an denen jeder und jede entsprechend den eigenen Interessen teilnehmen kann. Lüthy: «Wir wollen hier künftig noch zielgerichteter die individuellen Bedürfnisse berücksichtigen.» Als sehr erfolgreich für die Menschen ausserhalb und innerhalb des Schlossgartens erweise sich zudem, «wenn wir die Bevölkerung vom Dorf oder der weiteren Umgebung zu uns aufs Areal holen».

Lüthy spricht hier etwa auf eine Modeschau an, die der Schlossgarten gemeinsam mit zwei Modehäusern organisiert hat und bei der sich Bewohnerinnen und Bewohner mit der neuesten Mode auf dem Laufsteg präsentieren konnten. Und: Im öffentlichen Restaurant auf dem Areal arbeiten

auch Bewohnende, und die Kundschaft weiss oft nicht, von wem sie bedient wird: «Für unsere Leute sind dies wichtige Kontakte mit Menschen ausserhalb der Institution, wodurch Barrieren abgebaut werden.» Dazu trage ebenfalls bei, dass der Schlossgarten einen Laden im Dorf gemietet hat, der von Bewohnerinnen und Bewohnern betrieben wird. Sie verkaufen dort allerhand Produkte, die im Schlossgarten hergestellt werden.

Alle haben Anteil an der Gesellschaft

Mit der Organisation von Begegnungen zwischen Menschen ausserhalb und innerhalb der Institution wolle man gerade auch die Gesellschaft sensibilisieren: «Alle Menschen sind Teil der Gesellschaft und sollen einen aktiven Anteil übernehmen dürfen.» Dies aber sei nur möglich, wenn man immer wieder in den Dialog miteinander trete, Herausforderungen anspreche und gemeinsam nach Lösungen suche.

Stefan Lüthy spricht hier ganz besonders auch die Arbeitswelt an. Die meisten der begleiteten Menschen arbeiten innerhalb der Institution, entweder an einem betrieblichen Arbeitsplatz, in der Gärtnerei, der Küche, im Restaurant, im technischen Dienst oder in einer anderen Tätigkeit, die ihren Interessen entspricht. Sehr schwierig aber sei es, eine Arbeit im regulären Arbeitsmarkt zu finden. Stefan Lüthy spricht hier die oft fehlende Bereitschaft von Arbeitgebenden an, nimmt aber auch den «Schlossgarten» in die Pflicht: «Gerade zu Beginn eines Arbeitsverhältnisses müssen wir gezieltere Unterstützung leisten.» ■

Älteren Menschen Zugehörigkeit ermöglichen

In Aarau wird derzeit in einem Stadtteil nach dem anderen die Mobile Altersarbeit eingeführt. Diese unterstützt ältere Menschen dabei, selbstbestimmt in den eigenen vier Wänden zu wohnen. Ein wichtiger Aspekt dafür ist es, die Menschen bei der Gestaltung ihres direkten Wohnumfelds zu begleiten. Wie das gelingt, zeigt ein Augenschein im Quartier Gönhard.

Von Elisabeth Seifert (Artiset) und Fleur Jaccard (Age-Stiftung)

Es sind vor allem Einfamilien- und Doppelhäuser, die das Gartenstadtquartier Gönhard in Aarau prägen. Wer durch das Quartier schlendert, begegnet Kindern auf ihrem Trottinett, Menschen unterschiedlichen Alters, die ihre Hunde spazieren führen. Es ist ein ruhiges Quartier unweit vom Stadtzentrum. Und mittendrin, am Lerchenweg 9, steht das Haus, wo im Erdgeschoss der «MoA-Träff im Gönhard» untergebracht ist. MoA steht für Mobile Altersarbeit Aarau. In der Küche der ehemaligen Wohnung bereitet bei meinem Besuch an einem Mittwochnachmittag im Januar eine Dame Kaffee zu, legt Guetzli auf mehrere Teller. Sie ist heute Gastgeberin des Träffs, zu dem jeweils mittwochs von 15 bis 17 Uhr die Seniorinnen und Senioren der näheren Umgebung eingeladen sind. Sie begrüsst die Gäste,

serviert den Kaffee. An diesem Mittwoch ist eine Gruppe von insgesamt fünf Personen anwesend. Sie sitzen an einem der Tische in der gemütlich eingerichteten Stube und plaudern. Es herrscht eine vertraute Atmosphäre, sie kennen einander, kommen immer wieder hierher.

«Die Vernetzung im Quartier gelingt nur durch Peers.»

**Heinz Linder,
Quartierbewohner**

Einer von ihnen ist Heinz Linder, auch er gehört zum Team MoA Lerchenweg, der Gruppe der Gastgeberinnen und Gastgeber, die zurzeit fünf Personen zählt. Im Fachjargon der Mobilien Altersarbeit Aarau heissen sie «Schlüsselpersonen». Er ist 77 Jahre alt, seit Ende 2022 dabei und hat den Träff wesentlich mitaufgebaut, in enger Zusammenarbeit mit Kathrin Fachinger, Teamleiterin der Mobilien Altersarbeit in der Stadt Aarau.

«Ich bin im Quartier angekommen»

Neben seiner Rolle als Gastgeber der wöchentlichen Träffs entwickelt Heinz Linder gemeinsam mit den anderen Schlüsselpersonen des Quartiers weitere Ideen, um die Menschen im Quartier noch besser erreichen zu können: Einmal im Monat zum Beispiel referiert

anlässlich des Mittwoch-Träffs eine Person aus dem Quartier über Episoden aus ihrem Leben, ihrem Beruf. Ebenfalls monatlich gibt es statt des Träffs am Nachmittag am Vormittag Kaffee und Gipfeli. «Hier kommen immer zwischen sechs und neun Personen», freut er sich. In unregelmässigen Abständen organisiert das Team zudem Besuche von interessanten Orten im Quartier. «Es ist einfach schön, mit Menschen zusammen zu sein, das gegenseitige Vertrauen zu spüren und gemeinsam etwas zu gestalten», bilanziert Heinz Linder sein bisheriges Engagement. «Das Schönste aber ist, dass ich im Quartier angekommen bin.»

Ein monatlicher Newsletter, den mittlerweile rund 80 Personen aus dem Quartier abonniert haben, informiert über alles, was im Träff geschieht. Verfasst wird der Text vom Team und verschickt von der Stadt, in einer digitalen und gedruckten Version. Gleiches gilt

für einen halbjährlichen Quartierbrief, der an alle älteren Quartierbewohnenden geht und ihnen die Möglichkeit bietet, an einem bestimmten Anlass teilzunehmen. Kommuniziert werden auch Telefonnummer und E-Mail-Adresse der für das Quartier zuständigen Mitarbeiterin der Mobilen Altersarbeit, an die man sich zwecks Information und Beratung wenden kann.

Auf die ganze Stadt ausgedehnt

Das Quartier Gönhard gehörte zusammen mit dem Telli zu den beiden Aarauer Quartieren, in denen das Konzept der «Mobilen Altersarbeit Aarau» bereits von 2020 bis 2024 im Rahmen eines von der Age-Stiftung und der Stadt finanzierten Pilotprojekts getestet worden ist. Das Ziel besteht darin, wie Kathrin Fachinger erläutert, die älteren Menschen darin zu unterstützen, in ihren eigenen vier Wänden selbstbestimmt leben zu können. Im Grundsatz

gelingt dies zum einen damit, die Menschen vor Ort zu informieren, zu beraten und an die richtigen Stellen zu vermitteln. Und zum anderen brauche es nahräumliche Begegnungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten.

Während im Quartier Gönhard vor allem dieser zweite Teil gut funktioniert, war es im Telli zunächst die persönliche Information und Beratung der älteren Personen. Im direkten Umfeld hoher Wohnblöcke gibt es dort ein Einkaufszentrum und ein Gemeinschaftszentrum. «Vor diesem Zentrum stellen wir jeweils am Donnerstagnachmittag einen Tisch mit Infomaterial verschiedener Altersorganisationen auf und kommen so mit den Menschen ins Gespräch.» Die Anliegen der Menschen reichen von einfachen Fragen bis hin zu komplexen Problemstellungen. Fachinger: «Wir hören oft, es ist gut, dass es euch gibt, und ich weiss jetzt, an wen ich mich wenden kann, →



Heinz Linder hat den «Träff» im Aarauer Quartier Gönhard mitaufgebaut, bei dem eine Person Gastgeberin ist und die Seniorinnen und Senioren der näheren Umgebung einlädt. Foto: esf

sozjobs.ch

Hier finden Sie die passenden Mitarbeitenden.

sozjobs.ch – das Jobportal für Sozial- und Gesundheitsberufe.

Partner von
ARTISET



IEF Systemische Weiterbildungen

Systemisches Elterncoaching • Sozialpädagogische Familienbegleitung • Marte Meo • Mediation • Systemische Paartherapie und -beratung • Multifamilientherapie • Systemische Therapie und Beratung mit Kindern und Jugendlichen



Kompakt, individuell, praxisorientiert!
Institut für systemische Entwicklung
und Fortbildung, IEF Zürich
www.ief-zh.ch



Seife herstellen

Gildewerk

Eine sinnvolle Tagesbeschäftigung für Menschen mit Beeinträchtigungen

Die Herstellung von Seife bietet Menschen mit Beeinträchtigungen eine erfüllende, sinnvolle Tagesbeschäftigung. In vielen europäischen Einrichtungen hat sich die Seifenproduktion als beliebte Aktivität etabliert. Nun ist dieses Konzept auch für Schweizer Institutionen zugänglich – dank des benutzerfreundlichen Soap Quality Systems (SQS), das die Einhaltung der strengen europäischen Kosmetikverordnung garantiert.



Kontakt für kostenlose Informationsveranstaltung
swiss@gildewerk.com www.gildewerk.com

wenn ich Unterstützung brauche.» In der Zwischenzeit wurde auch im «Telli» ein Treff eingerichtet, der von engagierten älteren Personen mitgestaltet wird. Die guten Erfahrungen in den beiden Pilotquartieren wurden belohnt: Im November 2024 befürwortete die Aarauer Stimmbevölkerung mit einem Ja-Stimmenanteil von 70 Prozent die definitive und flächendeckende Einführung der Mobilen Altersarbeit. Die fünf Stadtteile Aaraus wurde zu diesem Zweck in sechs Einsatzgebiete aufgeteilt, für die jeweils eine Fachperson mit einem kleinen Stellenpensum zuständig ist.

Peers schaffen Vertrauen

Beim Aufbau der Mobilen Altersarbeit in den Stadtteilen arbeiten die Verantwortlichen wie bereits im «Gönhard» und dem «Telli» mit dem Bottom-up-Ansatz. «Wir nehmen Kontakt mit Quartiervereinen und Organisationen vor Ort auf und präsentieren unser Konzept.» Es folgt ein Erstinformationsanlass, und dann beginnt die Aufbauarbeit. «In jedem Stadtteil liegen die Schwerpunkte dabei etwas anders.» Ein fixer Bestandteil in allen Stadtteilen sind die Koordinaten der zuständigen Ansprechperson der Stadt, an die man sich für Informationen oder eine Beratung wenden kann.

Neben dem Bottom-up-Ansatz spielen der Peer-Ansatz eine zentrale Rolle, unterstreicht Kathrin Fachinger. Die Stadt stelle die Rahmenbedingungen sicher, dazu gehöre etwa die Kommunikation von Anlässen, das eigentliche Kontaktangebot aber entwickeln die älteren Menschen vor Ort. «Sie tragen das Angebot nach aussen, treffen sich untereinander, um Ideen zu kreieren.» Diese Einbindung der Zivilgesellschaft, von Peers, hat Heinz Linder von Beginn weg fasziniert. «Die Vernetzung im Quartier gelingt nur durch Peers», sagt er überzeugt. Es lassen sich andere Wirkungen erzielen, wenn sich Menschen aus dem Quartier für das Quartier engagieren. Entscheidend ist für ihn gerade auch das Kleineräumige, hier kennt man sich aus, hier begegnet man einander auf der Strasse,

grüsst sich und spürt, wie es dem anderen geht.

Für Heinz Linder und auch Kathrin Fachinger ist und bleibt es eine Herausforderung, möglichst alle Menschen im Quartier oder einem Stadtteil zu erreichen, die auf soziale Kontakte angewiesen sind. Kathrin Fachinger plant zu diesem Zweck den Aufbau von Kooperationen, etwa mit der Spitex. Um solche Synergien für die Quartiere zu fördern, kann sie auf das lokale und regionale Netzwerk zurückgreifen, das von der städtischen Koordinationsstelle Alter aufgebaut und gepflegt wird. Und Heinz Linder überlegt sich, wie die

älteren Menschen noch besser erreicht werden können. Eindrücklich ist für ihn das Beispiel jenes Mannes, der bei seinen ersten Treff-Besuchen kaum ein Wort gesprochen hat. «Als er unser Interesse merkte, hat er sich mehr und mehr geöffnet.» Und: «Wenn wir uns heute auf der Strasse begegnen, grüsst er und macht einen sehr zufriedenen Eindruck.» ■

Literaturhinweis: Riccardo Pardini, *Mobile Altersarbeit in der Schweiz*, herausgegeben von der Paul Schiller Stiftung, September 2025.

GEMEINSAM UNTERWEGS ZU EINEM DEMENZFREUNDLICHEN QUARTIER

In der Schweiz leben viele Menschen mit Demenz zu Hause. Das Leben in der vertrauten Umgebung kann sich positiv auf den Krankheitsverlauf auswirken, erfordert jedoch Unterstützung. Betroffene und Angehörige erleben oft starke Einschränkungen in der Lebensqualität, bis hin zu Stigmatisierung und Isolation. Gefragt ist das direkte Umfeld: Quartiere als soziale Lebensräume sind zentrale Orte, an denen Bedürfnisse früh sichtbar werden und Hilfe niederschwellig ansetzen kann. Die Drehscheibe Demenz der reformierten Kirche Zürich und die Stiftung Plattform Mäander lancierten deshalb 2025 das Projekt «Demenzfreundliches Quartier». Eine Umfrage hatte den Bedarf an Sensibilisierung, Information und Förderung von Begegnungen im Quartier aufgezeigt.

Mit dem Projekt wird ein Netzwerk aus Vertreterinnen der Kirchgemeinde, des Detailhandels, von Apotheken, Arztpraxen und der Spitex Zürich sowie Vereinen und Quartierbewohnern aufgebaut. Dadurch sollen Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen so lange wie möglich am gesellschaftlichen Leben im Quartier teilhaben können. Nichtbetroffene erfahren, wie sie in konkreten Situationen unterstützen können. Informationsmaterial und Veranstaltungen sind ebenso denkbar wie Schulungen für Mitarbeitende mit Kundenkontakt, damit sie auf Betroffene angemessen reagieren. Oder für Vereine, die so besser auf ihre älteren Mitglieder schauen können.

Der partizipative Ansatz ermöglicht die Beteiligung von Betroffenen und ihrem Umfeld. Denn Teilhabe entsteht dort, wo Bedürfnisse ernst genommen und gemeinsam Lösungen erarbeitet werden. Auch die Zusammenarbeit mit der Stadt ist durch den regelmässigen Austausch und den Einbezug von städtischen Mitarbeitenden in das Netzwerk gewährleistet.

Letztlich geht es um die Haltung, dass Menschen mit Demenz zur Gesellschaft gehören und ein offener Umgang mit der Krankheit selbstverständlich ist. Und um kleine Hilfestellungen im Alltag, denn «Demenzfreundlichkeit ist Menschenfreundlichkeit», wie eine Quartierbewohnerin beim ersten Netzwerktreffen sagte.

Weitere Hinweise:

→ reformiert-zuerich.ch/demenz

→ plattform-maeander.ch

Von Martina Hersperger (Plattform Mäander) und Franziska Erni (reformierte Kirche Zürich)

Begleiten statt trennen: Wie Familien gestärkt werden



Die Schoio AG im bernischen Oberaargau hat sich von einem Kinderheim zu einer Organisation für ambulante Familienhilfe, Unterstützung vor Ort, gewandelt. Foto: Marco Zanoni

Die Schoio AG im bernischen Oberaargau hat sich von einem Kinderheim zu einer Organisation für vorwiegend ambulante Familienhilfe gewandelt. Kinder und ihre Eltern in schwierigen Lebenslagen erhalten Unterstützung im Alltag und bleiben Teil der Gemeinschaft.

Susanne Wenger (im Auftrag von Artiset)

Bis 2013 war Schoio ein Heim für stationär untergebrachte Kinder und Jugendliche. Heute erinnern nur noch die Lage am Stadtrand von Langenthal und die Gebäudestruktur mit Haupt- und ehemaligem Heimleiterhaus an die über 100-jährige Geschichte. Schon der Name – ein Akronym für «Schoren im Oberaargau» – verweist auf die Öffnung des früheren Kinderheims Schoren gegenüber der ganzen Region. Zwar sind stationäre Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe längst keine abgeschotteten Welten mehr. Doch Schoio hat sich, wie Geschäftsleitungsmitglied Svenja Beck sagt, «grundlegend neu ausgerichtet».

Das gemeinnützige Unternehmen, im Besitz der Stadt Langenthal, arbeitet heute sozialraumorientiert und vorwiegend ambulant. Sozialraumorientierung bedeutet, Menschen in ihrem Umfeld zu unterstützen. Die rund 60 Mitarbeitenden helfen direkt vor Ort und mobilisieren neben fachlicher auch die zivilgesellschaftliche Unterstützung. Das ambulante Angebot umfasst eine sozialpädagogische Familienbegleitung zuhause, eine ergänzende Tagesstruktur für Kinder in den Räumen der Organisation und die Unterstützung getrennt lebender Eltern beim Besuchsrecht. Zudem leistet Schoio Schulsozialarbeit in acht Gemeinden der Region.

Geteilte Verantwortung

Trotz dem Schwerpunkt auf ambulanter Hilfe betreibt Schoio weiterhin eine Wohngruppe mit zehn Plätzen und vermittelt Plätze für Kinder in derzeit fünf Pflegefamilien, von denen sie einige fachlich begleitet. Für Kinder mit «belastetem Lern- und Sozialverhalten» gibt es vier kleine Schulklassen an drei Standorten. Auch bei diesen behördlich angeordneten Massnahmen verfolgt Schoio das Ziel der Integration. «Wir fördern nicht die Separation, sondern die Rückkehr in die Regelsysteme Familie und Schule», betont Beck. «Kinder und Jugendliche sollen sich als Teil von Familie und Gesellschaft erleben.»

In der Wohngruppe legt Schoio die Förderziele gemeinsam mit den Eltern fest und bindet sie in den Alltag ein. «Eltern kommen regelmässig vorbei und übernehmen

Aufgaben, zum Beispiel ihr Kind ins Bett zu bringen – mit der Bettwäsche von zuhause», erklärt Beck. Diese geteilte Verantwortung erhöhe die Chancen auf eine Rückkehr des Kindes. Auch mit öffentlichen Schulen arbeitet Schoio eng zusammen, wenn etwa Kinder mit starkem ADHS in das besondere Schulanangebot aufgenommen werden. «Die Auszeit bei uns entlastet alle Beteiligten und bringt Ruhe in die Situation», sagt Damaris Blum, ebenfalls Mitglied der Geschäftsleitung. Individuelle Förderung ermögliche Lern-erfolge und wecke die Freude am Lernen.

Hilfe zur Selbsthilfe

Den Grossteil der Familien – derzeit rund 120 – begleitet Schoio ambulant. Das Jugendamt des Kantons Bern finanziert diese Leistungen auf Antrag des Sozialdiensts der Wohngemeinde oder der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb). Wie die sozialraumorientierte Arbeit aussieht, erklärt Blum am Beispiel der sozialpädagogischen Familienbegleitung. Die Gründe für dieses Angebot reichen von Überforderung der Eltern bei Erziehung und Versorgung der Kinder, über familiäre Konflikte und bis zu Schulabsentismus, also wiederholtem Fernbleiben von der Schule.

«Im Mittelpunkt stehen die Förderung der kindlichen Entwicklung, die Stärkung der Familie und der Schutz des Kindeswohls», sagt Blum. Zu Beginn ermittelt die Begleitperson den Bedarf und legt mit Behörde und Eltern die Ziele fest. «Wir formulieren die Ziele nah an der Lebenswelt der Familie», betont Blum. Sie soll lernen, ihre Herausforderungen selber zu bewältigen. Schoio setzt dabei auf die Stärken und Ressourcen der Familie und ihres Umfelds. «Wir erstellen eine Ressourcenkarte des Sozialraums», erklärt Blum. Das heisst: Die Organisation prüft, welche Orte, Beziehungen und Angebote es im Quartier oder im Dorf gibt, und nutzt diese gemeinsam mit den Familien, um Probleme zu lösen und Teilhabe zu stärken.

Grossmutter und Götti als «Ressourcen»

Die Ressourcen können materiell sein, etwa ein Auto, oder infrastrukturell, wie ein Spielplatz oder ein Verein. →

Besonders wichtig sind soziale Ressourcen, etwa Vertrauenspersonen der Kinder. Jugendliche nennen diese oft direkt, während Kinder sie im Spiel aufzeigen. «Grossmutter und Götti können solche Ressourcen sein», sagt Beck. Sie berichtet von Grossmüttern als «Inseln der Stabilität» und Paten, die Jugendliche zu Schulgesprächen begleiten, wenn Eltern dies schwerfällt.

Eine Familienbegleitung umfasst etwa zwölf bis fünfzehn Stunden pro Monat. Das Jugendamt finanziert sie zunächst für ein Jahr, mit der Option auf Verlängerung. Meist dauern die Begleitungen ein bis fünf Jahre, in seltenen Fällen länger, etwa bei kognitiven oder psychischen Beeinträchtigungen der Eltern.

Wenn Aussenhilfe Konflikte entschärft

Fabienne T. (Name geändert) und ihre zwei Kinder im Schulalter erhalten seit eineinhalb Jahren wöchentlich Unterstützung von Schoio. Die Mutter hatte selber darum gebeten, in Absprache mit ihrer Beiständin. Nach der Trennung von ihrem Mann verschärften sich die Kommunikationsprobleme, was vor allem das ältere Kind belastete. Es verweigerte den Kontakt zum Vater und geriet auch mit der Mutter in Konflikt. «Wir hatten ständig Drama», erzählt Fabienne T. Ihr wurde klar, dass es «jemanden von aussen» brauche.

Loyalitätskonflikte der Kinder nach einer Scheidung sind den Schoio-Fachleuten vertraut. Oft verstärken Eltern die Probleme der Kinder unbewusst. Die Begleitperson klärt in getrennten und später gemeinsamen Gesprächen mit allen Beteiligten Bedürfnisse, Rollen und Aufgaben in der neuen Konstellation. Bei Fabienne T. waren zeitweise auch beide Grossmütter eingebunden. Ergebnisse sind sichtbar: Die Eltern kommunizieren besser, das ältere Kind besucht den Vater regelmässig. Ein gemeinsamer Termin zu viert mit der Familienbegleiterin steht bevor.

«Wir fördern nicht die Separation, sondern die Rückkehr in die Regelsysteme Familie und Schule. Kinder und Jugendliche sollen sich als Teil von Familie und Gesellschaft erleben.»

**Svenja Beck,
Geschäftsleitungsmitglied Schoio**

Erfolge und Grenzen

«Wir arbeiten noch daran, dass es zuhause zwischen mir und meinem älteren Kind gut läuft», sagt Fabienne T. Die Begleiterin zeigt ihr Strategien, um Eskalationen zu vermeiden, etwa durch klare Grenzen. Auch wenn die Umsetzung nicht immer leichtfällt, ist Fabienne T. überzeugt, dass sich die Begleitung gelohnt hat. «Ohne diese Hilfe wären wir heute nicht so weit.» Die Unterstützung kann voraussichtlich im Sommer abgeschlossen werden.

Die meisten ambulanten Begleitungen enden erfolgreich, sagt Beck. Lediglich rund fünf Prozent der Fälle führen zu einer Fremdplatzierung, um das Kindeswohl zu sichern. Gründe dafür können Gewalt, anhaltende Überforderung der Eltern oder die Verweigerung der Familienbegleitung sein. Erfolgsfaktoren der ambulanten Unterstützung sind die individuelle Anpassung, die Flexibilität und Offenheit der Begleitpersonen, die Begegnung «auf Augenhöhe». Diese kann laut Beck durchaus auch deutliche Ansagen beinhalten, etwa bei unzureichender Hygiene, die die Gesundheit der Kinder gefährdet, oder unangepassten Erziehungsmethoden.

Der sehnlichste Wunsch

Svenja Beck ist selbst als Familienbegleiterin im Einsatz. Sie hat die Konzeptänderung vor über zehn Jahren bei Schoio miterlebt und sieht sie als «riesigen Gewinn», vor allem für die Kinder und Jugendlichen. Auch die Gesellschaft profitiere, nicht zuletzt finanziell. Eltern zu befähigen und Familien vor Ort zu stärken sei nachhaltiger. Regulatorische Vorgaben erschweren jedoch laut Beck den ambulanten Ansatz, etwa die geforderte Auslastung stationärer Angebote oder fehlende Vergütung koordinierender Leistungen. Diese brauche es, um das Unterstützungsnetzwerk für eine Familie aufzubauen.

Schoio pflegt Kontakte zu verschiedenen Akteuren, von der Jugendarbeit über die Erziehungsberatung bis zum Berufsinformationszentrum. Die Organisation ist Mitglied im Verein Choreo, der in der Region Oberaargau sorgende Gemeinschaften für alle Generationen fördert. Zugehörigkeit ist essenziell, bilanziert Beck: «Ich habe noch nie ein Kind gesehen, das sich nicht sehnlich wünscht, Teil einer Familie zu sein.» ■

Anzeige

Mehr Mittel für Betreuung.

**Weniger unnötige
Sachkosten.**

10 Jahre Erfahrung | 190 institutionelle Kunden

Petter Consulting

info@petter-consulting.ch | 078 945 44 22

Jugendliche in ihrer Lebenswelt begleiten

Angesichts der Zunahme psychischer Belastungen bei Jugendlichen hat der Kanton Jura zwei neue Angebote ins Leben gerufen: das mobile Team für Jugendliche und die Einheit Entr'actes. Sie sind als flexible und anpassungsfähige Reaktionsmöglichkeiten gedacht und sollen den Zugang zu psychologischer Betreuung verbessern, Brüche in der Biografie verhindern und die Jugendlichen in ihrer Lebenswelt begleiten.

Von Anne-Marie Nicole (Artiset)

Im vergangenen Oktober kündigte das Centre médico-psychologique (CMP) des Kantons Jura zwei neue Angebote an, um psychisch belastete Jugendliche besser zu unterstützen: das mobile Team für Jugendliche (Equipe mobile adolescents, EMA), das Kinder und Jugendliche von 12 bis 18 Jahren direkt in ihrer Lebenswelt abholt, und die Einheit Entr'actes, die aus dem System gefallene Jugendliche von 16 bis 25 Jahren dabei unterstützt, wieder einen roten Faden in ihren Lebensweg zu bringen. Die Lancierung dieser beiden Angebote erfolgt parallel zur Umstrukturierung des CMP. Ziel ist seine Autonomie und der Ausbau seines medizinisch-psychologischen Leistungsangebots, namentlich für Kinder und Jugendliche.

Julien Laveine, Kinderpsychiater und leitender Arzt des Centre médico-psychologique pour enfants et adolescents (CMPEA), hält den Zeitpunkt für günstig, innovative und anpassungsfähige Lösungen ausserhalb traditioneller institutioneller Strukturen

zu entwickeln. Die neuen Angebote erweitern die im CMPEA bereits bestehenden Versorgungsleistungen. Mit ihren unterschiedlichen Ansätzen ergänzen sie sich gegenseitig, denn ihre jeweiligen Zielgruppen überschneiden sich bei einer besonders sensiblen Altersspanne: bei 16- bis 18-jährigen Jugendlichen in der Übergangsphase von der Jugend ins Erwachsenenalter.

Damit die Symptome sich nicht verschlimmern

Die gemeinsame Nutzung der Räumlichkeiten in einem alten Haus der Rue des Annonciades, in der Altstadt von Porrentruy, unterstreicht die Komplementarität der Angebote. Verschiedene Freizeiträume sowie eine Küche ermöglichen es, eine Tagesbetreuung oder therapeutische Workshops anzubieten. Ein Raum steht für die temporäre Notunterbringung zur Verfügung. Eine Wendeltreppe führt in die erste Etage. Hier sind Anfang Jahr beide Teams – fünf Personen vom EMA-Team, rund zehn von Entr'actes – zum zweiten Mal

seit dem Startschuss vor vier Monaten vollzählig zusammengekommen. Die Zusammenarbeit läuft gerade erst an. Beide Teams befinden sich noch in der Orientierungsphase, richten sich ein und vernetzen sich mit Partnern aus dem sozialen, medizinisch-sozialen, therapeutischen und pädagogischen Bereich im ganzen Kanton, um das Angebot bekannt zu machen.

Ein paar hundert Meter weiter, am unteren Ende der Altstadt, hat das EMA-Team im Maison de la Santé des Bannelats Quartier bezogen, wo sich auch eine Seniorenresidenz sowie die Tagesklinik des CMP für Kinder und Jugendliche befinden. Noch ist das EMA-Team im Erdgeschoss in einer der Praxen untergebracht, die für verschiedene therapeutische Begleitungs- und Beratungsangebote vorgesehen sind. Später wird es in die dritte Etage in grössere Räumlichkeiten ziehen, die therapeutische Aktivitäten für Jugendliche sowie Gruppentreffen und Einzelgespräche ermöglichen. «Momentan bleiben zahlreiche Jugendliche →

unter dem Radar», beobachtet Amandine Sanchez, Psychiaterin und medizinische Verantwortliche für das EMA-Team und die Tagesklinik. Nach einem ersten ambulanten Kontakt oder einer notfallmässigen Aufnahme falle es ihnen schwer, um Unterstützung zu bitten, und sie würden ihre Situation herunterspielen. «Sie verschwinden von der Bildfläche, und es besteht die Gefahr, dass sie erst verspätet Hilfe erhalten und ihre Symptome sich verschlimmern», bedauert Amandine Sanchez.

«Genau in solchen Situationen kommt das mobile Team zum Einsatz: Wenn klassische Behandlungen wie Hospitalisierungen oder ambulante Beratungen nicht oder nicht mehr funktionieren

«Wenn klassische Behandlungen wie Hospitalisierungen oder ambulante Beratungen nicht oder nicht mehr funktionieren, dann kommt das mobile Team zum Einsatz. »

Aurore Chouet, Pflegefachfrau

nieren klassische Behandlungen wie Hospitalisierungen oder ambulante Beratungen nicht oder nicht mehr funktionieren», erklärt Aurore Chouet. Die zuständige Pflegefachfrau begleitet die Jugendlichen vor Ort im Tandem mit ihrem Kollegen, dem Pädagogen Jalal Boutliha. Der Vorteil des mobilen Teams ist seine Flexibilität und Reaktionsfähigkeit. Durch Interventionen inner- und ausserhalb der eigenen Räumlichkeiten und die enge Vernetzung mit Partnern aus dem psychiatrischen und gesundheitlichen Bereich verfügt es über vielfältige Handlungsmöglichkeiten, die von der Früherkennung bis zur Begleitung der Lebensentwürfe reichen. Das Team kann bei Bedarf auch mehrmals pro Woche direkt im Lebensumfeld der Jugendlichen tätig werden. Ob in der Familie,

in der Freizeit oder im schulischen Umfeld – die Entscheidung liegt bei den Jugendlichen. So kann es vorkommen, dass sich das Tandem mit ihnen im Fast-Food-Restaurant, im Café um die Ecke oder sogar auf der Kartbahn trifft. «Wir müssen ständig die richtige Balance finden, den Jugendlichen auf Augenhöhe begegnen und Empathie zeigen, um eine Beziehung zu ihnen aufzubauen», erklärt Aurore Chouet. Wir achten darauf, keine zusätzliche Stresssituation zu schaffen, sondern als neutrale Instanz wahrgenommen zu werden, die hilft, ohne zu urteilen, die sich an die Jugendlichen, ihren Hintergrund und ihr Tempo anpasst», fügt Jalal Boutliha hinzu. Er unterstreicht,

dass die Öffnung der psychiatrischen Behandlung dazu beiträgt, der Stigmatisierung der Psychiatrie entgegenzuwirken. Für beide geht es genau darum: möglichst nahe an den Jugendlichen und ihren Familien zu sein, um Präventionsarbeit zu leisten, zu unterstützen und den Zugang zu Behandlungsangeboten zu erleichtern.

Wieder Sinn und Ziele im Leben finden

Eine Gemeinsamkeit des EMA-Teams und der Einheit Entr'actes ist ihre Abkehr von traditionellen Modellen. Dies gilt insbesondere für die Einheit Entr'actes, die Jugendliche und junge Erwachsene aufnimmt und begleitet, wenn sie unter schweren psychischen Störungen leiden oder mehrfach aus dem System herausgefallen sind und

soziale Ausgrenzung erfahren. «Diese jungen Menschen finden nirgendwo ihren Platz und passen in kein Raster», erklärt Bruno Jannin, Initiator und Verantwortlicher der Einheit Entr'actes. Das Angebot stellt eine Übergangslösung dar, um ihren aus dem Ruder gelaufenen Biografien wieder Sinn und Ziel zu geben. Für viele von ihnen ist es aber auch ein Ort der letzten Chance.

Sich ändernden Bedürfnissen gerecht werden

Neben dem Raum für die Notunterbringung in der Altstadt von Porrentruy verfügt Entr'actes auch über fünf Einzelzimmer in einem Haus wenige Kilometer weiter in der Gemeinde Bure. Die maximale Aufenthaltsdauer beträgt sechs Monate. Das Aufnahme-konzept dieser Einrichtung sieht vor, die Klientinnen und Klienten intensiv und individuell pädagogisch und pflegerisch zu begleiten. Dabei werden sowohl das berufliche als auch das familiäre und soziale Netzwerk eingebunden. Die Mitglieder des interdisziplinären Teams bringen bei den Jugendlichen auch gerne ihre ausserberuflichen Kompetenzen ein: Musik, Imkerei, Gärtnern, Kochen, Fotografie, Sport und anderes. Dabei achten sie darauf, dass die angebotenen Aktivitäten den Interessen der Jugendlichen entsprechen, damit diese die Regeln des Zusammenlebens neu lernen.

Entsprechend dem Reintegrationsansatz stehen bei der Begleitung die Erfahrungen, Wünsche und Ziele der Klientinnen und Klienten im Fokus, damit sie wieder selbständig leben können. «Das Angebot ist kein Allheilmittel», warnt Bruno Jannin, der jahrelang die psychoedukative Betreuungseinheit leitete und langjährige Erfahrung in der psychosozialen Rehabilitierung mitbringt. «Es ist einfach ein weiteres Werkzeug – allerdings ein innovatives, da es sich fortlaufend weiterentwickelt, um den sich wandelnden Bedürfnissen der Jugendlichen gerecht zu werden. Gleichzeitig stützt es sich auf einen festen Rahmen, um die Fachkompetenz des Teams zu gewährleisten.» ■

Zürcher Tandems machen Integration lebendig

Tandemprojekte unterstützen geflüchtete Menschen im Kanton Zürich bei der sozialen Integration. Freiwillige begleiten sie im Alltag, fördern Sprachpraxis und erleichtern die Orientierung im täglichen Leben. Ziel ist die Hilfe zur Selbsthilfe bei der sozialen Teilhabe. Die Freiwilligen ihrerseits lernen eine neue Kultur kennen und erleben eine sinnstiftende sowie abwechslungsreiche Tätigkeit.

Von Omid Bahrapour (im Auftrag von Diakonie Schweiz)

Martin, ein pensionierter Primarlehrer, trifft sich seit einem halben Jahr regelmässig mit Volodymyr, der aus der Ukraine geflüchtet ist. Gemeinsam spazieren sie, trinken Kaffee und reden. «Anfangs wollte ich vor allem besser Deutsch sprechen», erzählt Volodymyr. «Aber jetzt ist unsere Beziehung viel mehr als nur Sprache – Martin ist für mich wie ein grosser Freund.» Martin stimmt zu: «Diese Treffen möchte ich nicht mehr missen.»

«Als Pensionierter habe ich ein Projekt gesucht, das Sinn im Leben macht», erklärt Matthias. Er trifft sich mit dem 22-jährigen Sajad aus Afghanistan. «Diese jungen Leute haben spannende Geschichten und kommen aus interessanten Ländern», sagt Matthias. Sajad betont: «Ich wollte mehr über die Schweiz erfahren – über die Kultur, wie man hier lebt.»

Gemeinsam kochen, spazieren gehen, Deutsch üben oder Bewerbungen schreiben: Was die Teilnehmenden zweier Tandemprojekte im Kanton Zürich gemeinsam machen, entscheiden sie selbst – je nach den Bedürfnissen der geflüchteten und der freiwilligen Person. Die ortsansässigen Freiwilligen unterstützen ihre Tandempartner mindestens ein halbes Jahr bei der Ankunft in der Wohngemeinde, helfen beim Zurechtfinden in der neuen Lebenswelt und knüpfen Kontakte zur lokalen Bevölkerung. Ziel ist also nicht die Arbeitsintegration, sondern Hilfe zur Selbsthilfe bei der sozialen Teilhabe: Durch regelmässigen Austausch lernen

Geflüchtete schneller Deutsch, bauen Beziehungen auf und verstehen das Gemeinwesen besser. Die Freiwilligen ihrerseits lernen eine neue Kultur kennen, hören spannende Lebensgeschichten und erleben eine sinnstiftende sowie abwechslungsreiche Tätigkeit.

Der Vorreiter: Ämtler Tandem im Bezirk Affoltern

Das Tandemprogramm der Fachstelle Integration des Kantons Zürich startete 2021. Es ist Teil der kantonalen Integrationsagenda (IAZH) und wird im Rahmen des Fördersystems für Geflüchtete finanziert. Fünf Organisationen sind in fünf verschiedenen Regionen für die Umsetzung zuständig. Die Zuweisung der Geflüchteten erfolgt zu einem Teil durch die fallführenden Stellen vor Ort sowie durch →

INFOS ZUM ÄMTLER
TANDEM FINDEN
SIE HIER:



WEITERE TANDEMPROJEKTE:

→ zhusammen.ch
→ zaeme-da.ch

Gute Praxis

Integrationsbeauftragte und Mitarbeitende anderer Integrationsangebote. Bereits 2016 hat der Bereich Asyl- und Migrationswesen des Sozialdiensts Bezirk Affoltern zusammen mit 13 reformierten Kirchgemeinden das Ämtler Tandem gestartet. Es wird durch den Verband Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen (VSJF) begleitet. Die Koordination des Ämtler Tandems übernimmt eine Projektleiterin seitens der reformierten Kirche Knonauer Amt und eine Koordinationsperson seitens des Sozialdiensts Bezirk Affoltern aus dem Asyl- und Migrationswesen. Beide stehen in engem Austausch mit dem VSJF.

Die Zielgruppe sind vorläufig Aufgenommene und Flüchtlinge ab 18 Jahren, die in den Gemeinden des Bezirks wohnhaft sind. Die Kosten werden je zur Hälfte von den reformierten Kirchgemeinden des Bezirks sowie von elf Gemeinden übernommen. Entsprechend der Asylaufnahmequote verteilt der Kanton Zürich den grössten Teil der Integrationspauschale an die Gemeinden. Dort entscheiden die fallführenden Stellen, welche Integrationsmassnahmen sie im Einzelfall finanzieren wollen. Im Fall des Ämtler Tandems hat der Sozialdienst des Bezirks Affoltern im Auftrag der Gemeinden eine Leistungsvereinbarung mit der refor-

mierten Kirchgemeinde des Knonauer Amtes abgeschlossen. Mehrmals jährlich organisieren die Verantwortlichen für die Freiwilligen Erfahrungsaustausche sowie Weiterbildungen. Letztere finden in Zusammenarbeit mit anderen Akteuren im freiwilligen Bereich statt. Eingeladen sind etwa auch Freiwillige, die sich als Lehrpersonen im Deutschunterricht oder als Leiterinnen in Deutsch-Cafés engagieren.

Die Anlässe sollen den engagierten Personen Einblicke in relevante Themenbereiche ermöglichen. So fanden etwa Weiterbildungen zur Kommunikation in Leichter Sprache, zur Bewältigung von belastenden Situationen in der Freiwilligenarbeit sowie zu Krisenherden in der Ukraine und im Mittleren Osten statt.

Ökumenisch und regional vernetzt

Was das Ämtler Tandem für den Bezirk Affoltern ist, ist «zäme da» für die Bezirke Uster, Pfäffikon, Hinwil und Meilen. Caritas Zürich und die Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich setzen das Tandemprojekt seit 2021 im Rahmen des kantonalen Tandemprogramms um. Der Kontakt zu potenziellen Freiwilligen kommt über zehn lokale Koordinationspersonen zustande,

Anzeige

Wir würdigen Projekte, die das Zusammenleben gestalten.

Engagiert ihr euch im Alltag für ein gutes Miteinander, sei es in eurem Quartier, in eurer Gemeinde oder eurer Stadt? Fördert ihr den gesellschaftlichen Zusammenhalt, die Chancengleichheit und trägt zur Demokratieförderung bei?

Dann ist dieser Award für euch. Wir geben eurem Projekt und eurer Initiative eine Bühne und vergeben ein **Preisgeld von total CHF 10'000.–**.

Jetzt Projekt
einreichen »

www.soziokulturaward.ch



**Soziokultur
Schweiz**

Stiftung für soziokulturelle Entwicklung und Partizipation
Fondation pour le développement socioculturel et la participation
Fondazione per lo sviluppo socioculturale e la partecipazione
Fundazione per il svilup sociocultural e la partizipazion

Soziokultur Award





Die Zürcher Tandems helfen Geflüchteten dabei, Orientierung im alltäglichen Leben zu finden. Foto: Franziska Martin

die in reformierten oder katholischen Kirchgemeinden zu 10 Stellenprozenten für «zäme da» angestellt sind. Das Projektteam besteht aus einer ökumenischen Co-Projektleitung. Diese ist für die fachliche Begleitung und Unterstützung der Koordinationspersonen zuständig, organisiert Weiterbildungen für die Freiwilligen und kümmert sich um Werbemassnahmen, Budgetierung und den Kontakt zur kantonalen Fachstelle Integration. Die Koordinationspersonen sind verantwortlich für den Kontakt zu Freiwilligen und Teilnehmenden sowie für das Matching der Tandempartnerinnen. «Bei einem Matching ist es wichtig, dass die Erwartungen beider Seiten geklärt und gemeinsame Ziele gesetzt werden – was soll der Inhalt der Tandembegleitung sein?», erklärt Sarah Wipfli, Co-Leiterin von «zäme da». Eine gewisse Sympathie sei sicher von Vorteil, jedoch wie bei jeder menschlichen Zusammenarbeit nicht zwingend für einen erfolgreichen Ausgang. Es sei erfreulich, dass es immer wieder Tandembegleitungen gebe, die zu Freundschaften werden, betont Wipfli. Das primäre Ziel sei dies aber nicht. «Vielmehr geht es darum, zusammen weiterzukommen – und das geht auf viele verschiedene Weisen», so die Co-Leiterin. In der dreijährigen Pilotphase bis Ende 2023 konnte das Projekt über 250 Tandems vermitteln. Im Jahr 2025 waren es über 100. Laut Sarah Wipfli lässt sich der Erfolg auf das konstruktive Zusammenspiel verschiedener Akteurinnen zurückführen, wobei Zivilgesellschaft, Kanton, Gemeinden und Kirchen jeweils ihren Teil zu einem guten Gesamtergebnis beitragen können.

Qualität vor Quantität

Gutes Matching und eine professionelle Begleitung durch die Koordinationspersonen sind entscheidend für den Erfolg der Tandems. Zu diesem Schluss kommt die ZHAW

Soziale Arbeit nach zweieinhalb Jahren intensiver Begleitung der Pilotphase des Zürcher Tandemprogramms. In den ersten 31 Monaten konnten insgesamt 727 Tandems realisiert werden – zwar nur etwa die Hälfte der geplanten 1347, aber dennoch ein Erfolg. «Eine professionelle Begleitung der einzelnen Tandems ist sehr wichtig, damit das Tandem zu einer guten Erfahrung wird. Eine solche Begleitung braucht Zeit. Qualität ist wichtiger als Quantität», so die ZHAW-Forscherin und Dozentin Eva Mey im Schlussbericht. Positiv hervorgehoben wird auch die Flexibilität der Fachstelle Integration, die den fünf Umsetzungsorganisationen viel Spielraum bei der Ausgestaltung der Projekte gelassen habe.

Eine besondere Herausforderung war die Rekrutierung geeigneter Freiwilliger. Zeitungsartikel und Zeitungsaufrufe sowie eine gute Verankerung der Koordinationsperson in den Gemeinden haben sich als wirksam erwiesen. Während kleinere Organisationen wie der VSJF zunächst ihr Netzwerk aufbauen mussten, profitierten etwa die Evangelisch-reformierte Landeskirche und Caritas Zürich von ihrer bestehenden Vernetzung in den Gemeinden.

Stetiges Wachstum

Trotz den Herausforderungen bei der Freiwilligensuche konnte das Tandemprogramm im Kanton Zürich seit der Pilotphase stetig mehr Tandems vermitteln. Im Jahr 2024 waren es 311, unterstützt durch eine kantonale Werbe- und Informationskampagne der Fachstelle Integration unter dem Slogan «zhusammen». Am Ende zählen vor allem die konkreten Begegnungen: Sie unterstützen Geflüchtete beim Deutschlernen, beim Kontakteknüpfen und beim Verstehen der Schweizer Alltagsrealität. Gleichzeitig bieten sie Freiwilligen eine sinnstiftende Aufgabe. So kommen beide Seiten weiter – genau das ist das Ziel des Tandemprogramms. ■



Die Gemeinde: Dreh- und Angel- punkt nachhaltiger Entwicklung

In Gemeinden und Städten findet der Alltag der Menschen statt – vom Wohnen über Bildung und Arbeit bis zur Freizeit. Entscheidungen auf kommunaler Ebene wirken unmittelbar und spürbar: Sie prägen den sozialen Zusammenhalt und die Lebensqualität aller Generationen. Investitionen in gute Rahmenbedingungen ab der Kindheit stärken das Gemeinwesen als Ganzes.

Von Mona Meienberg (Unicef Schweiz und Liechtenstein)

Gemeinden und Städte sind der Ort, an dem politische Entscheidungen unmittelbar auf den Alltag wirken. Hier findet das tägliche Leben statt, und hier entscheidet sich, ob Zusammenleben und Solidarität abstrakte Prinzipien bleiben oder im täglichen Leben konkret erfahrbar werden. Gerade für Kinder, Jugendliche und ihre Familien ist ein förderliches Umfeld zentral: Je jünger sie sind, desto kleiner ihr Bewegungsradius und desto wichtiger die kommunale Ebene. Dies gilt gleichermaßen für andere vulnerable Bevölkerungsgruppen, wie beispielsweise Menschen mit Behinderungen, geflüchtete Menschen, von Armut betroffene Menschen, Menschen in (stationären) Unterbringungsformen oder ältere Menschen. Sie alle sind darauf angewiesen, dass Angebote und Strukturen in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld zur Verfügung stehen, die sich positiv auf ihre Entwicklung, Mobilität und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben auswirken.

Kinder- und Jugendpolitik als Grundlage

Mit der Ratifizierung der UN-Konvention über die Rechte des Kindes, kurz Kinderrechtskonvention, hat sich die Schweiz verpflichtet, die Rechte von Kindern und Jugendlichen zu achten und umzusetzen. Gemeinden und Städte spielen eine zentrale Rolle bei der konkreten Umsetzung dieser Rechte. Die Unicef-Initiative «Kinderfreundliche Gemeinde» unterstützt Gemeinden und Städte dabei, ein Lebensumfeld für Kinder und Jugendliche zu schaffen, in welchem ihre Rechte geachtet und ihre Mitwirkung gefördert wird.

Gerade für Kinder, Jugendliche und ihre Familien ist ein förderliches Umfeld auf kommunaler Ebene zentral: Je jünger sie sind, desto kleiner ihr Bewegungsradius und desto wichtiger ist die unmittelbare Umgebung.

Foto: Unicef/Chris Reist

Unicef Schweiz und Liechtenstein begleitet Schweizer Gemeinden seit 20 Jahren in diesem Prozess. Die Erfahrung zeigt, dass Gemeinden das Aufwachsen und die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen massgeblich beeinflussen können und dass sich förderliche Rahmenbedingung positiv darauf auswirken (siehe dazu auch S. 56).

Eine starke und vernetzte kommunale Kinder- und Jugendpolitik ist das Fundament des gesellschaftlichen Zusammenhalts, weil sie dort ansetzt, wo Zusammenleben entsteht: im unmittelbaren Lebensumfeld der Menschen. Gemeinden und Städte gestalten Betreuungsstrukturen, Schulen, Freizeitangebote, öffentliche Räume, Mobilität und Beteiligungsmöglichkeiten. Diese Bereiche entscheiden darüber, ob Menschen sich zugehörig fühlen, Vertrauen entwickeln und Verantwortung füreinander übernehmen.

Eine Kinder- und Jugendpolitik ist folglich eine Querschnittsaufgabe der gesamten Gemeinde und erfordert entsprechende Zusammenarbeitsstrukturen. Nicht nur der Akteurinnen und Akteure, welche direkt mit Kindern und Jugendlichen in Verbindung gebracht werden, wie beispielsweise Eltern, Lehrpersonen oder Jugendarbeitende, sondern auch mit Fachpersonen aus der Finanzpolitik, der Raumplanung oder Gesundheitsförderung. Eine starke kommunale Kinder- und Jugendpolitik muss zwingend gesamtheitlich gedacht und umgesetzt werden und Aspekte der Sozial-, Gesundheits- und Finanzpolitik beinhalten.

Soziale Unterschiede ausgleichen

Kinder wachsen nicht in Zuständigkeiten, sondern in Quartieren, Nachbarschaften und Gemeinden auf. Ihr Wohlbefinden hängt massgeblich davon ab, ob ihr unmittelbares Lebensumfeld sichere Räume, erreichbare Angebote und unterstützende Strukturen bietet. Im schweizerischen Föderalismus sind frühkindliche Bildung, Schulen, Freizeit- und Sportangebote, Gesundheitsversorgung, Mobilität, Spiel- und Grünflächen und soziale Dienste überwiegend kommunal, →

manchmal auch regional organisiert. Ihre Qualität und Zugänglichkeit bestimmen wesentlich die Entwicklungs- und Teilhabechancen junger Menschen.

Wenn Kinder und Jugendliche sichere, faire und förderliche Bedingungen vorfinden, profitieren ganze Familien und Nachbarschaften. Begegnungsräume werden belebt, soziale Unterschiede können ausgeglichen und Ausgrenzung kann früh entgegengewirkt werden. Gerade für Kinder und Jugendliche in belasteten oder benachteiligten Lebenslagen ist die Gemeinde oft die wichtigste Ebene staatlicher Unterstützung. Niedrigschwellige, gut vernetzte Angebote im Nahbereich können frühzeitig Risiken erkennen und minimieren, soziale Isolation verhindern und Teilhabe ermöglichen. Wer von klein auf erlebt, dass die eigene Stimme zählt und öffentliche Strukturen verlässlich sind, entwickelt Vertrauen in demokratische Prozesse und in das Gemeinwesen.

Eine kommunale Kinder- und Jugendpolitik wirkt zudem generationenübergreifend: Sie verbindet die Bedürfnisse von Kindern, Eltern, älteren Menschen und anderen Bevölkerungsgruppen und schafft Orte, an denen unterschiedliche Lebensrealitäten aufeinandertreffen. So entsteht durch

gemeinsame Verantwortung, Beteiligung und solidarisches Handeln vor Ort sozialer Zusammenhalt.

Teilhabe beginnt vor Ort

Ein Kernanliegen der Kinderrechtskonvention ist das Recht von Kindern und Jugendlichen auf Beteiligung an allen sie betreffenden Angelegenheiten, das Recht auf Partizipation. Dieses Recht lässt sich am wirksamsten im kommunalen Nahbereich erlernen und umsetzen. Hier sind Entscheidungsprozesse überschaubar, Lebensrealitäten greifbar und Beteiligungserfahrungen unmittelbar. Demokratisches Zusammenleben muss gelernt werden, und entsprechend wichtig ist es, dass Kinder schon im frühen Alter mit partizipativen Prozessen und Strukturen in Berührung kommen. Sei das in Bildungs- oder Betreuungseinrichtungen, im Freizeitbereich oder auf politischer Ebene.

Um die Partizipation von Kindern und Jugendlichen zu fördern, setzt die Initiative «Kinderfreundliche Gemeinde» auf verbindliche und altersgerechte Beteiligungsstrukturen. Kinder und Jugendliche werden nicht nur angehört, sondern aktiv in Planungs- und Entscheidungsprozesse eingebunden –

Anzeige



**Herz zeigen.
Kompetent handeln.**

Dein Weg in die Sozialdiakonie:
sinnstiftend und professionell.

Sozialdiakoninnen und Sozialdiakone arbeiten dort, wo Menschen Unterstützung, Gemeinschaft und Orientierung suchen. Sie verbinden professionelles sozialfachliches Handeln mit dem kirchlichen Auftrag und engagieren sich an der Schnittstelle von Kirche und Gesellschaft. Sie fördern Teilhabe und gestalten Gemeinschaft.

Wer Sozialdiakonin oder Sozialdiakon wird, bringt eine sozialfachliche Ausbildung mit und ergänzt diese durch eine kirchlich-theologische Qualifikation. So entsteht ein Beruf, der Verantwortung übernimmt – für Menschen, für das Gemeinwesen und für eine solidarische Gesellschaft.

Diakonie 
Schweiz

www.diakonie.ch

Infos, Projekte, Angebote im Fachportal: www.diakonie.ch

Werde Sozialdiakon:in

etwa bei der Gestaltung öffentlicher Räume, der Verkehrsplanung, der Schul- und Freizeitentwicklung oder bei sozialen Angeboten. Beteiligung stärkt Selbstwirksamkeit, Verantwortungsgefühl und demokratische Kompetenzen. Kinder und Jugendliche erleben, dass ihre Stimme zählt und dass sie ihr Umfeld mitgestalten können.

Kinder und Jugendliche, die beteiligt werden, identifizieren sich stärker mit ihrem Lebensumfeld. Sie übernehmen Verantwortung für öffentliche Räume, achten auf andere und entwickeln ein Gefühl der Zugehörigkeit. Von der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen profitieren also nicht nur die Kinder und Jugendlichen selbst, sondern auch die Gemeinden und die Gesellschaft als Ganzes. Kinder und Jugendliche sind Expertinnen und Experten ihrer eigenen Lebenswelt. Ihre Perspektiven führen zu bedarfsgerechteren, nachhaltigeren und breit abgestützten Lösungen, die auch andere vulnerable Gruppen im Blick haben. Beispielsweise bei der Gestaltung von Begegnungsorten oder Freizeitanlagen, wo sie an spezifische Bedürfnisse wie Bänke für Mobilitätseingeschränkte und ältere Menschen denken. Ausserdem beteiligen sich Erwachsene, die als Kinder ernst genommen wurden, eher an Gemeinwesen, Ehrenamt und politischer Mitgestaltung.

Inklusion macht Gemeinden stark

Wenn alle Menschen unabhängig von Herkunft, Alter, Behinderungen oder sozialer Lage gleichberechtigt teilhaben können, entsteht ein offenes und solidarisches Miteinander. Inklusion macht Gemeinden widerstandsfähiger, gerechter und lebenswerter. Eine auf Kinder und Jugendliche ausgerichtete Kommunalpolitik kann dabei als Indikator für eine gut funktionierende Gesellschaft dienen.

Kinderfreundliche Gemeinden fördern bewusst Begegnungen zwischen den Generationen. Spielplätze, Quartierzentren, Schulen, Bibliotheken oder Mehrgenerationenhäuser werden zu Orten der Begegnung und des Austauschs. Orte, an denen unterschiedlichste Bevölkerungsgruppen auf natürliche Weise zusammenkommen. Diese Orte müssen von Gemeinden aktiv geschaffen werden. Dabei gilt es nicht nur, neue Orte zu schaffen, sondern bestehende Orte für alle Bevölkerungsgruppen zu öffnen. Gerade Zwischennutzungen und Brachen eignen sich, temporäre Begegnungsorte für unterschiedliche Anspruchsgruppen zu schaffen.

Eine vorausschauende und inklusive Kinder- und Jugendpolitik wirkt zudem langfristig: Investitionen in die frühe Kindheit, Beteiligung und Prävention zahlen sich gesellschaftlich und ökonomisch aus. Sie stärken Bildungsbiografien, Gesundheit, soziale Kompetenzen und demokratisches Engagement. Allesamt wichtige Grundlagen für eine resiliente und zukunftsfähige Gesellschaft.

Wie eine langfristige Wirkung möglich wird

Im Sinne der nachhaltigen Verankerung ist es wichtig, dass sich Gemeinden und Städte gesamtheitlich mit Strukturen auseinandersetzen, die möglichst alle Bevölkerungsgruppen

Eine kommunale Kinder- und Jugendpolitik wirkt generationenübergreifend: Sie verbindet die Bedürfnisse von Kindern, Eltern, älteren Menschen und anderen Bevölkerungsgruppen und schafft Orte, an denen unterschiedliche Lebensrealitäten aufeinandertreffen.

verbinden. Dazu braucht es eine personenunabhängige, politische Verankerung in Form von Strategien, Konzepten oder Legislaturzielen. Kinder, Jugendliche und andere vulnerable Gruppen sind im Sinne der Chancengerechtigkeit explizit zu fördern, indem Barrieren – bauliche, sprachliche oder soziale – abgebaut werden und eine bessere Zugänglichkeit und Erreichbarkeit von Angeboten und Strukturen angestrebt wird. Grundlage dafür können beispielsweise ein Leitbild kommunale Kinder- und Jugendpolitik, ein Generationenleitbild, ein Konzept «Frühe Kindheit» oder eine Inklusionsstrategie bilden. Darüber hinaus braucht es aber auch verbindliche Koordinationsstrukturen innerhalb der Verwaltung, die ressortübergreifend arbeiten und unterschiedliche Bedürfnisse von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen systematisch berücksichtigen – beispielsweise durch die Stelle eines oder einer Kinder- und Jugendbeauftragten, eine Gesellschaftskommission oder interdisziplinäre Arbeitsgruppen. Wichtig ist, dass unterschiedliche Bedürfnisse erkannt und in Grundsätzen oder Gefässen verankert sind.

Die aktive Partizipation der Bevölkerung ist dabei ein wichtiger Aspekt einer bedürfnisorientierten Kommunalpolitik, die dauerhaft angelegt ist und unterschiedliche Altersgruppen sowie Personen in vulnerablen Lebenslagen einbezieht. Die Förderung der Partizipation stärkt die Selbstwirksamkeit der einzelnen Personen und der Demokratie als Ganzes und leistet dadurch einen wichtigen Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit.

Nachhaltige Entwicklung entscheidet sich dort, wo Menschen leben und mitgestalten – in den Gemeinden, als Dreh- und Angelpunkt einer gerechten, inklusiven und zukunftsfähigen Gesellschaft. Wer nachhaltige Entwicklung ernst meint, muss folglich auch die Gemeinden stärken. ■

«Wer sich zugehörig fühlt, engagiert sich auch»

Zwei Vertreterinnen des Städteverbands und des Gemeindeverbands, Franziska Ehrler und Nina Ammon, erläutern, was den sozialen Zusammenhalt auf kommunaler Ebene stärkt und was Städte und Gemeinden unternehmen, um diesen zu fördern. Eine zentrale Aufgabe besteht in der Vernetzung der Akteure. Zudem sind Leistungserbringer, Organisationen und Vereine gefordert, eine aktive Rolle zu übernehmen.

Interview: Elisabeth Seifert (Artiset) und Fleur Jaccard (Age-Stiftung)

Frau Ehrler und Frau Ammon: Welche Vision haben Sie von einem guten Zusammenleben in einer Gemeinde?

Nina Ammon: Ich stelle mir eine Gemeinde vor, in der es eine Durchmischung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen gibt, wo sich die Menschen an Begegnungsorten wie Generationenhäusern oder Spielplätzen treffen und wo ein Austausch stattfindet. Zudem bestehen hochwertige Angebote, die Familien, Kindern und Jugendlichen, älteren Personen sowie Menschen mit Behinderung die Teilnahme an der Gemeinschaft ermöglichen. Vereine, das Engagement von Freiwilligen und Nachbarschaftshilfen sind fester Bestandteil der Gemeinde.

Franziska Ehrler: Bedingung für ein gutes Zusammenleben in einer Stadt oder Gemeinde ist, dass die Menschen sich zur Gemeinschaft zugehörig fühlen und sich aktiv einbringen und teilhaben können. Das gute Zusammenleben zeigt sich in lebendigen Nachbar-

schaften und Quartieren, wo sich die Menschen kennen, sich gegenseitig unterstützen und niemanden ausschliessen, aufgrund von Armut, Hautfarbe, Religion, Alter oder Behinderung.

Ammon: Sich zugehörig fühlen ist ein sehr wichtiger Faktor für das gute Zusammenleben in der Gemeinde. Eine überraschende Erkenntnis aus dem Freiwilligenmonitor 2025 hierzu war, dass sich Menschen regelmässig eher der Schweiz oder Europa zugehörig fühlen als ihrer Gemeinde.

Weshalb betonen Sie das Zugehörigkeitsgefühl zur Gemeinde?

Ehrler: Wenn man sich nicht zu einer Gemeinschaft zugehörig fühlt, wird man sich auch nicht für diese engagieren. Wenn ich die Menschen in meinem Umfeld nicht kenne, mich nicht mit meinem Quartier identifiziere, dann gibt es auch keine Nachbarschaftshilfe. Ich denke, dass gerade auch die aktuelle Weltlage zeigt, wie wichtig der soziale Zusammenhalt ist.

Ammon: Wir alle leben in einer Stadt oder einer Gemeinde. Hier spielt sich ein wichtiger Teil unseres Alltags ab. Hier gibt es viele Gelegenheiten, einander zu begegnen und sich auszutauschen. Wenn man solche Gelegenheiten wahrnimmt und fördert, entsteht Zugehörigkeit. Das vermittelt ein gutes Lebensgefühl und trägt zu einem guten Zusammenleben bei.

Die kommunale Ebene hat eine wichtige Bedeutung in der Förderung des sozialen Zusammenhalts: Wo stehen Städte und Gemeinden damit?

Ehrler: Ganz allgemein würde ich sagen, die Städte sind auf einem guten Weg. Die Städte wissen, wie wichtig es ist, das Zusammenleben zu fördern. Sie setzen dabei entsprechend ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten unterschiedliche Schwerpunkte, im Altersbereich etwa oder in der frühen Kindheit. Zu diesem Zweck fördern sie zum Beispiel Quartierzentren und die

Nachbarschaftshilfe oder sie initiieren aufsuchende Angebote. Der soziale Zusammenhalt wird aber nicht nur über die Sozialpolitik gefördert, sondern auch städtebauliche Massnahmen tragen beispielsweise dazu bei. Wichtig ist dabei immer, die Bevölkerung vor Ort mit an Bord zu nehmen. Sozialer Zusammenhalt gelingt nur, wenn die Menschen ihr Umfeld mitgestalten.

Ammon: Auch viele Gemeinden sind gut unterwegs, auch wenn sie zum Teil sehr unterschiedliche Voraussetzungen haben. So wie die Städte setzen auch die Gemeinden unterschiedliche Schwerpunkte. Ein Bereich, der viele beschäftigt, ist der Altersbereich. Immer mehr Gemeinden kommen weg von einer rein gesetzlich vorgegebenen Pflege, hin zu einer ganzheitlichen Strategie im Altersbereich, wo insbesondere auch die Betreuung und Unterstützungsleistungen abgedeckt werden.

Ehrler: Ja, gerade im Altersbereich erleben wir momentan grosse Veränderungen. Städte und Gemeinden suchen ihren Weg, wie sie mit der demografischen Entwicklung und den Bedürfnissen der älteren Bevölkerung umgehen können. Auch in der Politik der frühen Kindheit gibt es Entwicklungen, hier sind aber die gesellschaftlichen Veränderungen nicht so ausgeprägt wie beim Alter. Aufmerksamkeit erfordert auch der Bereich Behinderung. Oft helfen Verbesserungen für eine Zielgruppe auch anderen: Mit der Schaffung von altersfreundlichen Umgebungen verbessern sich zum Beispiel auch die Zugänge für Familien mit kleinen Kindern

«Wichtig ist dabei immer, die Bevölkerung vor Ort mit an Bord zu nehmen. Sozialer Zusammenhalt gelingt nur, wenn die Menschen ihr Umfeld mitgestalten.»

Franziska Ehrler,
Schweizerischer Städteverband



Franziska Ehrler, Leiterin Sozial- und Gesellschaftspolitik beim Schweizerischen Städteverband. Foto: zvg

oder für Menschen mit Behinderungen. Offene, niederschwellige Angebote helfen allen.

Gemeinden und Städte arbeiten in ihren Bemühungen mit anderen Akteuren zusammen: Wie beurteilen Sie die Vernetzung?

Ammon: Die Gemeinden arbeiten mit sehr vielen Akteuren zusammen, mit Bund, Kantonen, Vereinen und Organisationen. In der Vernetzung all dieser

Akteure haben Gemeinden und Städte eine wichtige Aufgabe. Im Altersbereich zum Beispiel geht es darum, Leistungserbringer, Altersorganisationen und auch Vereine miteinander zu vernetzen.

Ehrler: Im Bereich der Vernetzung vor Ort haben Städte und Gemeinden eine Aufgabe, die praktisch nur sie wahrnehmen können. Es kann sein, dass man Politikfeld-spezifisch vernetzt, im Bereich Kindheit oder Alter. Man kann aber auch sektorübergreifend vernetzen oder alle zivilgesellschaftlichen Akteure vor Ort zusammenbringen. Wichtig scheint mir zudem, dass sich die einzelnen Akteure der Bedeutung des sozialen Zusammenhalts bewusstwerden und erkennen, dass sie hier eine wichtige Rolle haben.

Die Vernetzungsarbeit ist eine zentrale Aufgabe der Gemeinden. Wo hat die kommunale Ebene weitere wichtige Hebel, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern? →

Grundlagen und Stellungnahmen

Ehrler: Eine wichtige Aufgabe von Gemeinden und Städten besteht darin, für alle Bewohnerinnen und Bewohner Zugänge zu spezifischen professionellen Angeboten zu schaffen. Ich denke hier an die zielgruppenspezifische Arbeit wie die Integrationsförderung oder auch die aufsuchende Altersarbeit. Es geht darum, bestimmte Zielgruppen bewusst abzuholen und an unterstützende Angebote heranzuführen.

Ammon: Um die Zugänge zu sichern braucht es möglichst niederschwellige Anlauf- und Beratungsstellen. Auch die Raumplanung spielt bei den Zugängen eine wichtige Rolle: Ich denke hier an die Schaffung von Begegnungszonen, die das soziale Miteinander und den Einbezug fördern. Eine zentrale Verantwortung haben die Gemeinden

weiter in der Förderung partizipativer Prozesse.

Was verstehen Sie genau unter der Förderung partizipativer Prozesse?

Ammon: Zum einen geht es darum, dass Menschen das Leben in einer Gemeinde mitgestalten können. Wichtig ist aber auch, dass Gemeinden im Rahmen partizipativer Prozesse zielgruppenspezifische Sichtweisen abholen. Weil Gemeinden dieses Wissen abholen wollen, gibt es immer mehr Checks von privaten Anbietern betreffend Situationsanalysen und Partizipationsprozessen.

Sie sprechen hier unter anderem auf das Unicef-Label «Kinder-

freundliche Gemeinden» an: Sind solche Prozesse ein guter Hebel, oder sehen Sie auch Gefahren?

Ehrler: Für mich machen solche Labels dann Sinn, wenn sie einen Prozess anstossen, einen Strategieprozess oder einen Partizipationsprozess. Die Arbeit im Rahmen der Zertifizierung ist ein möglicher Auslöser, dass sich eine Gemeinde oder Stadt mit einem Politikbereich auseinandersetzt, beispielsweise mit dem Thema Kinder oder Alter. Es gibt aber auch andere Möglichkeiten, solche Prozesse zu lancieren. Wichtig ist, dass man dann am Thema dranbleibt.

Ammon: Ein solches Label kann auf zwei Ebenen zu Verbesserungen führen. Um es zu bekommen, muss man bestimmte Massnahmen umsetzen. Und

Anzeige



**Age—
Stiftung**

**Impulse für
ein gutes
Älterwerden**

Die Age-Stiftung engagiert sich für zukunftsfähige Lösungen, damit auch vulnerable ältere Menschen bis ans Lebensende selbstbestimmt leben können und gesellschaftlich eingebunden bleiben.

Wir leisten Grundlagenarbeit, fördern ausgewählte Projekte und gehen strategische Partnerschaften ein.



age-stiftung.ch

«Ein Bereich, der viele beschäftigt, ist der Altersbereich. Immer mehr Gemeinden kommen weg von einer rein gesetzlich vorgegebenen Pflege hin zu einer ganzheitlichen Strategie im Altersbereich.»

Nina Ammon,
Schweizerischer Gemeindeverband



Nina Ammon, Fachverantwortliche der Politikbereiche Soziales, Familie/ Gesellschaft und Kultur beim Schweizerischen Gemeindeverband. Foto: zvg

zudem trägt es generell zu einer Sensibilisierung bei. Mit der Zertifizierung zeigt die Gemeinde ihr Engagement und ihre Verantwortung für die Bevölkerung in diesem Bereich auf.

Welches Vorgehen empfehlen Sie Städten und Gemeinden, um einen Strategieprozess einzuleiten?

Ehrler: Für kleinere oder mittlere Städte kann es sinnvoll sein, mit einer Situationsanalyse unter Einbezug der Bevölkerung anzufangen und dann Schwerpunkte zu definieren. Wenn es anschliessend um konkrete Massnahmen geht, lohnt sich der Blick über den Tellerrand, Gerade mittlere und kleine Städte mit begrenzten Ressourcen müssen das Rad nicht neu erfinden, sondern können von den Erfahrungen anderer profitieren. Der Städteverband bietet beispielsweise seinen Mitgliedsstädten vielfältige Plattformen, um sich auszutauschen und Erfahrungen zu teilen.

Ammon: Die einzelnen Gemeinden haben sehr unterschiedliche Voraussetzungen. Wichtig scheint mir deshalb, dass sich Gemeinden und Städte mit ähnlich strukturierten Gemeinden vergleichen. Zudem: Nur wenn der politische Wille für einen solchen Prozess vorhanden ist, werden dafür auch die nötigen Ressourcen gesprochen. Für einen langfristig erfolgreichen Prozess braucht es ein Legislatur-übergreifendes Denken.

Ehrler: Ein Gemeinwesen kann sich grundsätzlich überlegen, worin sozialer Zusammenhalt besteht und was man unternehmen will, um diesen zu stärken. Parallel dazu kann aber auch bei einem Thema angesetzt werden, das gerade sehr aktuell ist und politische Möglichkeiten bietet, wie zum Beispiel aktuell im Altersbereich. Zudem besteht in einer Stadt vielleicht ein interessantes zivilgesellschaftliches Engagement, an dem sich anknüpfen lässt.

Es sind also neben den Gemeinden auch alle anderen Akteure gefordert?

Ehrler: Ja, das scheint mir zentral. Alle Akteure, Leistungserbringer, Organisationen oder Vereine können vor Ort einen Prozess anstossen, der dann von den Behörden aufgenommen wird. In der Verantwortung stehen aber auch die Kantone und der Bund: Sie können den Städten und Gemeinden die nötigen Instrumente zur Verfügung stellen und auf ihren Ebenen Vernetzungsarbeit leisten.

Ammon: Die Menschen wohnen in Städten und Gemeinden. Die kommunale Ebene hat deshalb als Gestalterin des Zusammenlebens eine wichtige Rolle und muss gerade auch von den anderen Staatsebenen als gleichberechtigte Partnerin einbezogen werden. ■

Siedlungen sozial attraktiv gestalten



Siedlungen sind Lebensräume. Diese so zu gestalten, dass sie Identität, Begegnung und Zugehörigkeit fördern, hat sich Itoba, ein Immobiliendienstleister aus Baden AG, der mit soziokulturellen Methoden arbeitet, zum Ziel gesetzt. Beispiele zeigen: Wenn es gelingt, soziokulturelle Arbeit in Bau- und Sanierungsprojekte zu integrieren, stärkt dies Gemeinschaften und das Image der Siedlung.

Von Gregor Anderhub (Stiftung Soziokultur Schweiz)

Das Webermühle-Quartier im aargauischen Neuenhof macht deutlich, welche Wirkung sich mit guter Siedlungsarbeit erzielen lässt: Die Siedlung hatte trotz teuren Marketingmassnahmen jahrelang mit einem sehr hohen Leerstand zu kämpfen. Nach mehreren Jahren kontinuierlicher Arbeit durch das Itoba-Team, das vor allem eine Reihe von Mitwirkungsangeboten und gemeinschaftlichen Aktivitäten eingeführt hat, wandelte sich das Image des Quartiers nachhaltig und machte es wieder attraktiv für neue Mieterinnen und Mieter. Das Resultat war, dass die Leerstände auf ein normales Mass reduziert werden konnten oder sogar ganz verschwunden sind.

Wer mit Ivo Richner, Geschäftsleiter und Mitgründer des Immobiliendienstleisters Itoba, über solche oder ähnliche Projektentwicklungen spricht, spürt sein Engagement für und den Stolz auf seine Arbeit. Richner, der selbst soziokultureller Animator ist, versteht das Unternehmen als Drehscheibe für soziale und kulturelle Fragen bei Bau- und Sanierungsprojekten. Ziel ist es, das Zusammenleben in Siedlungen nachhaltig positiv für die Bewohnenden zu gestalten und soziale Prozesse von Beginn weg mitzudenken. Dabei geht es nicht um punktuelle Interventionen, sondern um langfristige Entwicklungen und tragfähige Beziehungen. Zum Tätigkeitsfeld gehören die Beratung bei sozialen Fragestellungen, die Begleitung von Sanierungs- und Transformationsprozessen, Projekte im Bereich des Generationenwohnens

sowie sogenanntes «Placemaking» – also Aushandlungs- und Weiterentwicklungsprozesse sozialer Gemeinschaften in physischen Räumen.

Soziokulturelle Arbeit im Immobilienbereich

Diese anspruchsvollen Aufgaben bearbeitet Richner mit seinem zehnköpfigen Team seit über sechs Jahren. Die Atmosphäre ist lebendig, geprägt von Dynamik, Offenheit und dem gemeinsamen Willen, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Im persönlichen Gespräch wird deutlich, dass hier nicht nur Projekte umgesetzt, sondern Haltungen vertreten werden. Richner versteht sich als Pionier, der neue Wege geht und zeigen will, dass soziokulturelle Arbeit auch im stark renditeorientierten Immobilienumfeld nicht nur sinnvoll, sondern auch hochwirksam ist.

Skeptische Stimmen aus der Soziokultur hätten ihm anfangs prophezeit, dass es in dieser Branche schwierig sein werde, dass jemand für soziokulturelle Dienstleistungen bezahlen werde. Genau das habe ihn angespornt, das Gegenteil zu beweisen. «Die Soziokulturelle Animation darf auch mal grössenwahnsinnig sein», sagt Richner mit einem Augenzwinkern. Sie solle nicht nur im Jugendtreff stattfinden, sondern habe auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen und beruflichen Feldern ihre Berechtigung. Heute nehmen diese soziokulturellen Tätigkeiten eine wichtige Rolle in den begleiteten Projekten ein und könne dort nachhaltige strukturelle Veränderungen bewirken.

Richner hat eine klare Vision: Innerhalb von zehn Jahren soll soziale Nachhaltigkeit in Immobilienprojekten so selbstverständlich werden wie die ökologische Nachhaltigkeit, die heute aus Immobilienprojekten nicht mehr wegzudenken ist. Richner wünscht sich, dass künftig 90 Prozent aller Projekte soziale Aspekte systematisch mitdenken und ein aktives Community-Building für die Mietenden betreiben. Dies bedeute auch, soziale Fragestellungen nicht erst dann anzugehen, wenn Konflikte auftreten, sondern präventiv zu arbeiten. Soziale Nachhaltigkeit könne dabei vieles →

In Sissach BL gestalteten Mietende gemeinsam mit einem Künstler ein Fassadenbild. Dies hatte eine Kettenreaktion zur Folge, so etwa eine Begrünung weiterer Fassaden mit Hopfen, das Brauen eines Siedlungsbiers sowie die Entstehung eines Gemeinschaftsplatzes.

Foto: itoba

bedeuten – von der Bereitstellung von bezahlbarem Wohnraum über bauliche Massnahmen bis hin zu dialogorientierten und partizipativen Prozessen. Im Zentrum stehe immer, dass Menschen sich begegnen können, gehört werden und sich mit ihrer Siedlung identifizieren.

Partizipative Prozesse ermöglichen

Ein funktionierendes Community-Building zahlt sich auch wirtschaftlich aus. Wer sich zuhause fühlt, bleibt länger, spricht positiv über die Siedlung und trägt zu einer guten Reputation bei. Das wirkt Leerständen und Fluktuationen entgegen, die für Immobilienfirmen mit erheblichen Kosten verbunden sind. Ein Wohnungswechsel könne laut Richner schnell mehrere tausend Franken kosten – verursacht durch Mietausfall, Inserate, Besichtigungen, Schlüsselübergaben und Renovationen. Gleichzeitig steigt durch die Identifikation auch die Sorgsamkeit gegenüber Mitmenschen und Infrastruktur, was Nachbarschaftskonflikte reduziert, Vandalismus vorbeugt und den Unterhalt langfristig entlastet. So werde soziale Nachhaltigkeit auch zu einem handfesten wirtschaftlichen Argument.

Zentral für diese Wirkung sind partizipative Prozesse. Werden Mietende frühzeitig einbezogen, übernehmen sie mehr Verantwortung für gemeinsame Räume und entwickeln ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl. Richner versteht seine Arbeit als Beziehungsangebot, nicht als Verpflichtung zur Beteiligung. Nicht alle müssten mitmachen, entscheidend sei, dass Beteiligung möglich, niederschwellig und sichtbar sei. Je besser die Bedürfnisse der Mietenden bekannt sind, desto passender können Angebote und Begegnungsorte gestaltet werden. Partizipation müsse konkret erlebbar werden: Pläne dürften nicht irgendwo im Hinterzimmer ausliegen, sondern müssten aktiv zu den Menschen gebracht werden. Gleichzeitig sei echte Partizipation aber immer auch

eine Investition und könne zu höheren Kosten als ursprünglich geplant führen – eine Investition, die sich aber langfristig auszahle.

Mietende werden selbst aktiv

Die Arbeit ist stark vom jeweiligen Kontext einer Siedlung abhängig. Sind Grundbedürfnisse wie eine funktionierende Infrastruktur oder Sicherheit nicht gedeckt, ist Partizipation kaum möglich. Sind diese Voraussetzungen jedoch erfüllt, können sehr wirkungsvolle Projekte entstehen – wie in der Liegenschaft Grienmatt in Sissach BL. Dort gestalteten Mietende gemeinsam mit einem Künstler ein Fassadenbild, was eine Kettenreaktion auslöste: eine Begrünung weiterer Fassaden mit Hopfen, das Brauen eines Siedlungsbiers mit dem siedlungseigenen Hopfen, ein Etikettenwettbewerb für Kinder sowie die Entstehung eines Gemeinschaftsplatzes. Die Siedlung gewann an Ausstrahlung, der Zusammenhalt wuchs, und die Mietenden entwickelten eine hohe Identifikation. Dies führte wiederum dazu, dass Leerstände verschwanden und das Image sich nachhaltig positiv wandelte.

Nicht immer verlaufen Prozesse so erfolgreich. Richner berichtet auch von Projekten, bei denen trotz grossem Einsatz kaum Beteiligung zustande kam. In solchen Fällen stösst soziokulturelle Arbeit an ihre Grenzen und andere Akteure seien gefragt. In wieder anderen Kontexten verändert sich die Rolle der Firma, etwa im Frohdörfli-Quartier in Suhr, das lange mit einem sehr schlechten Image zu kämpfen hatte. Dort initiierte das Team ein soziokulturelles Gesamtkonzept mit Clean-up-Days, neuen Abfallsystemen und kreativen Anreizmechanismen. Mit einmaligen Einkaufsgutscheinen gelang es, die Mietenden einzubeziehen und ein drängendes Abfallproblem nachhaltig zu lösen. Teile der Angebote konnten später in Gemeindestrukturen überführt werden, sodass sich das Itoba-Team schrittweise zurückziehen konnte, ohne dass die Wirkung verloren ging.

Begleitung von Veränderungsprozessen

Heute arbeitet das Team von Ivo Richner in gewissen Siedlungen auch stark sozialarbeiterisch. Das Team unterstützt Mietende bei Alltagsfragen, im Kontakt mit Verwaltungen, bei familiären Herausforderungen oder bei administrativen Aufgaben. Dieses breite Tätigkeitsspektrum hat auch das Selbstverständnis verändert. Während sich das Unternehmen anfangs als Soziokulturbetrieb im Immobilienbereich verstand, sieht es sich heute als Immobiliendienstleister, der mit soziokulturellen Methoden arbeitet. Diese Position bringt jedoch auch berufsethische Spannungsfelder mit sich. So etwa bei der Begleitung von Veränderungsprozessen, insbesondere im Kontext von Ersatzneubauten. Richner sieht hier seine Rolle darin, Veränderungen nicht per se zu verhindern, sondern die betroffenen Menschen dahingehend zu befähigen, bestmöglich mit der neuen Situation umzugehen zu können. Diese Gratwanderung anzunehmen und dabei eine vermittelnde und befähigende Haltung einzunehmen, begleitet das Team im Projektalltag. ■

Anzeige

Kostenlose Funktionskontrolle
Abwasser + Lüftung

ROHRMAX
rohrmax.ch

**Bald verstopft?
Gegen teure Schäden**

Ein Haus voller Begegnungen

Im Socin Haus inmitten von Basel leben junge und ältere Menschen sowie Menschen mit Beeinträchtigung gemeinsam unter einem Dach. Gleichzeitig helfen sie sich gegenseitig: beim Smartphone, beim Einkaufen, im Leben. Das Haus schafft Raum für Begegnung, Teilhabe und gelebte Solidarität.

Von Marion Loher (Text und Foto, im Auftrag von Artiset)

Katharina Morselli sitzt im Bistro des Socin Hauses. Vor ihr auf dem Tisch steht ein Glas Wasser, daneben liegt das Smartphone. «Heute Morgen hatte ich plötzlich eine Nachricht auf meinem Handy, die ich nicht verstand», erzählt die 78-Jährige. Daraufhin sei sie ins Bistro gegangen, um Unterstützung bei den Studierenden, die hier arbeiten, zu holen. «Sie haben mir erklärt, was das für eine Meldung ist und wie ich sie künftig nicht mehr angezeigt bekomme», sagt sie.

Seit August 2025 lebt Katharina Morselli in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung im Socin Haus, direkt über dem Bistro, im Zentrum von Basel. Es sei immer ihr Traum gewesen, auch später im Leben im Quartier bleiben zu können, in dem sie so lange gelebt habe. Sie schätzt die zentrale Lage am Ring ebenso wie die Idee, mit Menschen verschiedener Generationen zusammenzuleben. «Mir gefällt es hier sehr, ich bin glücklich.» Besonders im Alltag erweist sich das Wohnangebot als praktisch, etwa wenn sie Gesellschaft sucht oder Unterstützung

benötigt, wie mit dem Smartphone. «Es ist immer jemand da», freut sie sich.

Auch ein Bistro und eine Backwerkstatt gehören dazu

Das generationenübergreifende Wohnangebot im Socin Haus verbindet Wohnen, Begegnung, Teilhabe und Unterstützung. «Wir wollten einen Ort schaffen, an dem Menschen einander im Alltag begegnen und sich ganz selbstverständlich gegenseitig helfen», sagt Cyrill Müller, Leiter des Socin Hauses. Ziel sei es, Vereinsamung vorzubeugen, den Austausch zwischen den Generationen zu fördern und zugleich ein Treffpunkt zu sein, der dem ganzen Quartier offensteht. Neben dem Wohnangebot gehören auch ein Bistro und eine Backwerkstatt zum Socin Haus.

Initiant und Betreiber des Hauses ist das BSB (Bürgerspital Basel), das sich seit über 760 Jahren für Menschen im Alter und für Menschen mit Behinderung in der Region Basel engagiert. «Unsere beiden Kerngeschäfte haben lange nebeneinander stattgefunden»,

sagt Cyrill Müller. «Mit dem Socin Haus führen wir sie erstmals räumlich und konzeptionell zusammen.» Offiziell eröffnet wurde das Haus im Oktober 2025, die ersten Mieterinnen und Mieter konnten ihre Wohnungen bereits einige Wochen zuvor beziehen.

Selbständig und doch in Gemeinschaft

Im Socin Haus leben ältere Menschen, Menschen mit Behinderung und junge Erwachsene unter einem Dach – in eigenen Wohnungen oder Studios, aber mit offenen Türen für das Miteinander. Dank einem Community-Care-Modell wissen die Bewohnenden immer, an wen sie sich wenden können: sei es für Hilfe im Alltag, Unterstützung bei technischen Fragen oder gemeinsame Aktivitäten. Eine zentrale Rolle spielt dabei das Bistro im Erdgeschoss. Es ist öffentlich zugänglich und wird von pensionierten Menschen mitbetrieben. «Das Bistro ist das Herzstück des Hauses», sagt Cyrill Müller. Hier entstünden Gespräche, spontane Hilfe und Begegnungen. «Hier →



Cyrrill Müller (Leiter des Socin Hauses) mit den beiden Bewohnenden Lukas Emmanuel Scherrer und Katharina Morselli (von links) im Bistro des Hauses.

wird Gemeinschaft gelebt.» Das Bistro ist an diesem frühen Nachmittag gut besucht. Zwei ältere Frauen sitzen an einem Tisch und unterhalten sich anregt. Gleich daneben trinkt eine junge Mutter einen Kaffee, während ihr Kind mit Farbstiften malt. In der offenen Backstube wird Teig für einen Kuchen geknetet, und hinter dem Tresen richtet eine Mitarbeiterin im Pensionsalter eine Tasse Tee, die sie anschliessend dem Gast bringt.

Ein paar Tische weiter sitzt Lukas Emmanuel Scherrer. Der 33-Jährige lebt seit September 2025 im Socin Haus. Für ihn war der Einzug ein wichtiger Schritt in Richtung Selbständigkeit. «Ich wollte schon seit Längerem von zu Hause ausziehen», sagt er. Zuvor wohnte er bei seinen Eltern. Sechs Jahre lebte er in einem extra für ihn erstellten kleinen Anbau. «Es war okay, aber ich wollte mehr.» Lange habe er nichts Passendes gefunden, erzählt er. Viele Wohnangebote seien zu WG-mässig gewesen. «Das ist nichts für mich. Ich brauche meine eigene Küche und mein eigenes Badezimmer.» Im Socin Haus habe er dies gefunden und noch mehr: eine Gemeinschaft.

Lukas Emmanuel Scherrer lebt mit einer Beeinträchtigung und nutzt das Angebot der ambulanten Wohnbegleitung. Jeweils am Montag und Freitag kommen Begleitpersonen bei ihm vorbei. Der junge Mann schätzt besonders die Menschen im Haus. «Die Leute und die Gemeinschaft mag ich sehr.» Wenn er nicht gerade arbeitet, kommt er gerne ins Bistro, trinkt etwas und plaudert mit den anderen Bewohnenden oder den Gästen. «Ich fühle mich sehr wohl im Socin Haus», sagt er und lächelt.

Grosser Bedarf an einer solchen Wohnmöglichkeit

Zurzeit sind alle 27 Wohnungen auf den drei Etagen im Haus vermietet. Acht davon werden von Menschen mit ambulanter Wohnbegleitung bewohnt, drei von Studierenden und der Rest von Seniorinnen und Senioren. «Das grosse Interesse hat uns nicht überrascht», sagt Cyrill Müller. «Wir wussten, dass der Bedarf an einer solchen Wohnmöglichkeit vorhanden ist.» Vor allem die Durchmischung mache das Angebot so gefragt. «In der Schweiz ist es in dieser Form nahezu einzigartig.»

Pflege ist im Socin Haus bewusst nicht Teil des Angebots. Voraussetzungen für einen Einzug ist, dass die Bewohnenden grundsätzlich selbständig leben können. «Wir sind kein Alters- oder Pflegeheim», betont der Leiter. Es gibt eine reguläre Notfallalarmierung, zudem arbeitet man, wie im gesamten BSB, eng mit der Spitex-Organisation zusammen. Bei der ambulanten Wohnbegleitung kommen Betreuungspersonen ein bis zwei Mal pro Woche vorbei. Dieses Angebot kennt das BSB bereits aus seiner bisherigen Tätigkeit.

Das Miteinander entwickelt sich

Eine der drei Studierenden, die im Socin Haus wohnen und arbeiten, ist Phoebe Emmenegger. Die 22-Jährige studiert Internationale Beziehungen in Luzern und suchte gezielt nach einem Ort, der mehr ist als nur ein Zimmer. «Ich wollte ausziehen, aber nicht komplett allein leben», sagt sie. Das Konzept habe sie sofort angesprochen. «Ich brauche Menschen um mich herum.» Im Haus arbeitet sie als Gemeinschaftshelferin. Sie unterstützt Bewohnende bei administrativen Fragen und betreut den Social-Media-Auftritt. Während der Woche ist sie zu festen Zeiten präsent. «Die Bewohnenden wissen, wer wann da ist. Das gibt ihnen Sicherheit.» Am besten gefällt ihr der Gemeinschaftsaspekt. «Die Arbeit fühlt sich nicht unbedingt wie Arbeit an», sagt sie.

In den ersten Monaten haben sich im Socin Haus bereits erste Formen des Miteinanders entwickelt. So begleitet beispielsweise eine ältere Bewohnerin eine junge Frau mit Beeinträchtigung beim Einkaufen. Vieles sei jedoch noch im Entstehen. «Wir haben bewusst darauf verzichtet, von Beginn weg ein fixes Programm aufzusetzen», sagt Cyrill Müller. «Wir wollten zuerst sehen, was die Bewohnenden interessiert.» Inzwischen haben sich Bedürfnisse gezeigt wie gemeinsames Singen, Stricken oder ein Weihnachtessen. «Viele waren über die Feiertage allein», sagt der Leiter des Hauses. «Also haben sie sich zusammengetan und gemeinsam gefeiert – Jung und Alt, mit und ohne Wohnbegleitung.» ■

Zusammen wohnen, zusammen leben

Der Holliger in Bern ist mit seinen fünf Häusern ein Zuhause von fast 400 Erwachsenen und rund 180 Kindern. Ob Single, Familie oder Gross-WG: Im Berner Wohnquartier sorgen zig Begegnungszonen im Innen und Aussen dafür, dass hier nicht nur nebeneinander gewohnt, sondern auch gemeinsam geplant, diskutiert und angepackt wird. Wie gelingt dieses Miteinander, wo lauern Herausforderungen? Ein Augenschein vor Ort.

Von Tanja Aebli (im Auftrag von Artiset)

Wenn Nicole Wehinger durch den Holliger läuft, dauert es keine zehn Sekunden, bis die erste Person stehenbleibt und einen kurzen Schwatz hält. Die soziokulturelle Koordinatorin, die seit drei Jahren in diesem pulsierenden Quartier vor den Toren Berns arbeitet, ist privat wie auch beruflich mit genossenschaftlichem Wohnen bestens vertraut. Hier im Holliger – einer riesigen Überbauung auf dem Areal einer ehemaligen Kehrrichtverbrennungsanlage – treffen derzeit fünf und bis 2029 sechs Genossenschaften architektonisch aufeinander. «Jede dieser Einheiten hat ihre ganz eigene DNA», so Wehinger. In diesem komplexen Mit- und Nebeneinander sieht sich die 39-Jährige als eine Art Ermöglicherin. «Es geht um Partizipation und Kohäsion, um das Vermitteln zwischen den verschiedenen Interessengruppen, um Anliegen und Ideen der Bewohnenden, aber auch um Konflikte», sagt sie und winkt nun dem Siedlungswart zu, der mit seinem kleinen Sohn durchs Quartier schlendert. «Und es geht darum, immer wieder Lösungen zu finden.»

Ein partizipativ gestalteter Spielplatz

Jetzt stoppt Nicole Wehinger vor dem weitläufigen Spielplatz, der zwischen den hohen Blöcken zur Linken und Rechten für farbige und topografische Akzente sorgt. Holzpfähle, Seile, Rutschen, Wippen, Steine, Hügel: Hier darf

geklettert, balanciert und geschaukelt werden, was das Zeug hält. «Diesen Ort haben wir partizipativ gestaltet», erzählt die soziokulturelle Koordinatorin weiter. Bewohnerinnen und Bewohner, Planende, Gartenbauerinnen und Landschaftsarchitekten setzten hier innert weniger Monate zusammen ihre Ideen um. Heute steht der Herbst 2024 eröffnete Spielplatz exemplarisch dafür, wie sich mit vereinten Kräften und dank einem starken Netzwerk etwas Konstruktives in diesem noch jungen Quartier realisieren lässt. «Ein Spielplatz ist ein sehr emotionales Thema», hält Wehinger fest. Um die vielen unterschiedlichen Vorstellungen der Beteiligten mit dem Erlaubten und Machbaren abzugleichen, habe es viel Fingerspitzengefühl gebraucht. Eine Fähigkeit, die für die soziokulturelle Animatorin in ihrem Alltag unverzichtbar ist: etwa dann, wenn es darum geht, den Bewohnenden zuzuhören, ihre Anliegen zu erfassen, zu vermitteln, zu schlichten und zu diskutieren.

Doch nicht immer sind Worte zielführend: «Manchmal lohnt es sich, einen Vorschlag einfach einmal auszuprobieren, statt allzu lange zu diskutieren», so ihre Erfahrung in diesem anspruchsvollen Miteinander. Und experimentiert wird im Quartier eine ganze Menge, wie der Rundgang durch die Siedlung zeigt. Zum Beispiel bei der «AG KinderHühner»: Sie hat sich aus Menschen im Quartier formiert, die das →

«Ob Feste, Konzerte, Ausstellungen oder Workshops: Im Siedlungshof, auf dem Quartierplatz oder in den grosszügigen Gemeinschaftsräumen ist immer etwas los.»

Nicole Wehinger,
soziokulturelle Koordinatorin

Gehege mit acht Hennen täglich in Schwung halten und sich über die Eier dieser gackernden Truppe freuen. Wenige Schritte weiter weg thront ein grosser Holzofen – das Herzstück der «AG Brachenbäckerei». Und da wäre noch der «Husiträff» für Schülerinnen und Schüler aus der Umgebung oder die «AG Werkraum», die eine gut bestückte Werkstatt im Sous-Sol eines Gebäudes betreibt. Gleich daneben der Bewegungsraum, in dem sich allein oder in grösseren Formationen bouldern, turnen oder tanzen lässt. Auch die «AG Wohnen im Alter» und jene für die Aussenraumgestaltung kümmern sich sowohl um alltagsrelevante als auch strategische Fragen. Die «AG Tavolata» wiederum sorgt im Quartier für kulinarische Höhenflüge, zu denen sich jeweils bis zu 70 Personen zum gemeinsamen Essen einfinden.

Und dann sind da noch die vielen gemeinsamen Aktivitäten, die Nicole Wehinger das ganze Jahr hindurch in ihrer Doppelrolle als Koordinatorin Soziokultur des DOCK8 im Quartier zusammen mit den Bewohnenden organisiert. Ob Feste, Konzerte, Ausstellungen oder Workshops: Im Siedlungshof, auf dem Quartierplatz oder in den grosszügigen

Anzeige



we claim.
Rechte einfordern,
Inklusion bewirken.

Marion kämpft für ihren Traum, *we claim* für ihre Rechte.

Wir bringen Fälle vor Gericht, damit Menschen mit Behinderungen selbstbestimmt leben können.



Jetzt für eine inklusive Gesellschaft spenden: we-claim.ch/spenden

Gemeinschaftsräumen ist rund um das Jahr etwas los. «Partizipation im Holliger ist für die hier Wohnenden lediglich eine Option und sicherlich kein Muss», stellt Wehinger klar. Jede Person entscheide selbst, wo und wie stark sie sich bei einem Thema oder in einer Arbeitsgruppe einbringe. Während die meisten Ideen offene Türen einrennen, versickern andere im Laufe der Zeit wieder.

Inklusion im Alltäglichen

Damit die unterschiedlichen Bedürfnisse beim Zusammenleben auf der Siedlungsfläche von rund 2,2 Hektar Land in Einklang gebracht werden, dafür sorgt auch ein Siedlungsverein. Er besteht aus fast 300 Siedlungsmitgliedern und einem Vorstand von sechs Leuten, die sich regelmässig treffen. Seine Mission: Das Zusammenleben in der Siedlung fördern, den Aussenraum mitgestalten, die Nutzung der Gemeinschaftsräume definieren und den Überblick über das Wirken der einzelnen Arbeitsgruppen wahren. Die mittlerweile über 17 Arbeitsgruppen im Holliger wiederum treffen sich mindestens halbjährlich im erweiterten Siedlungsvorstand – viele regeln Dringliches oder Terminliches mittels Siedlungschats oder auf anderen digitalen Kanälen.

So auch Brigitte Hunziker. Sie trifft sich jeweils am Freitagmorgen in der «AG ü50» im Restaurant DOCK8 mit anderen älteren Bewohnerinnen aus der Siedlung. «Männer sind eigentlich auch willkommen», sagt die 68-Jährige lachend und schaut sich vergeblich nach welchem am langen Holztisch um, wo rund ein Dutzend Frauen angeregt diskutieren. «Manchmal plaudern wir einfach ein bisschen, manchmal besprechen wir aber auch ernstere Themen wie Vorsorgeauftrag oder Patientenverfügung», sagt die pensionierte Sozialarbeiterin und Supervisorin. Die ü50-Gruppe unternimmt sporadisch auch Ausflüge, besucht Ausstellungen, macht zusammen Yoga oder trifft sich im Winter zu Heimkino-Abenden. «Ich habe hier zahlreiche neue Kontakte geknüpft und schätze die vielen Möglichkeiten, mit anderen zusammen etwas zu unternehmen», freut sich Brigitte Hunziker. Neben Spontanem brauche es aber auch tragfähige Strukturen: «Damit Projekte und Initiativen nach der Anfangseuphorie weiterbestehen, sind Organe wie der Siedlungsverein und eine Siedlungskoordination wichtig», betont sie.

Auf Begegnung ausgerichtet ist auch das DOCK8 – das inklusive Restaurant mit Kultur- und Beratungszentrum im Holligerhof, das der Verein Wohnenbern, die katholische Kirche Region Bern und die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Frieden gemeinsam betreiben. Es kredenzt nicht nur täglich frische, preiswerte Menüs, sondern ist auch ein beliebter Treffpunkt zum Zusammensein, Lesen, Spielen, Arbeiten oder Diskutieren. «Den Zugang zu diesem Ort haben die Trägerorganisationen bewusst niederschwellig gestaltet», sagt Nicole Wehinger. Besuchende mit schmalen Budget erhalten dank Spenden und Zuwendungen anderer Gäste für fünf Franken ein «Solimenü». Konsumiert werden muss hier nichts. Ob beim Essen, Spielen, bei Konzerten,



Gemeinsam bei der Gartenarbeit: Das Miteinander hat in der Siedlung Holliger einen hohen Stellenwert. Foto: Daniel Kaufmann

Lesungen oder Ausstellungen: In diesem Restaurant trifft Kultur auf Kulinarik und Mensch auf Mensch. Weder Alter, Herkunft noch Geldbeutel spielen dabei eine Rolle.

Anders denken, anders planen

«Der Holliger ist ein Projekt mit Vorbildcharakter. Einerseits wegen der Kooperation der sechs gemeinnützigen Bauträger, andererseits aber auch wegen der baulichen Struktur und der sozialen Architektur der Siedlung», sagt Sanna Frischknecht, die sich beruflich wie auch privat für genossenschaftliches Bauen und Wohnen engagiert. «Die Lebensqualität im Holliger ist hoch: Die Möglichkeiten zur Mitgestaltung des direkten Wohnumfeldes und der Nachbarschaft sind ebenso vielfältig wie das Wohnangebot in den verschiedenen Häusern.» Dabei finde das Zusammenleben nicht immer in den Bahnen, dem Tempo und den Formaten statt, wie das während der Planung angedacht war. «Und das ist gut so!», resümiert sie. ■

Genfer Quartiertreffs reagieren auf lokale Bedürfnisse



Workshop des Vereins Plainpa-Vivant im Genfer Quartiertreff Plainpalais: Etwa zwölf Männer und Frauen fast jeden Alters nehmen jeden Donnerstag daran teil.

Foto: H el ene Tobler

In der Stadt Genf nehmen die «Espaces de Quartier» (Quartier-räume) eine zentrale Funktion ein. Sie stärken die sozialen Beziehungen und fördern die Mitgestaltung. Mit kulturellen, sozialen oder solidarischen Aktivitäten reagieren diese Treffpunkte auf die spezifischen Bedürfnisse der Einwohnerinnen und Einwohner, fördern das lokale Leben und tragen zu einem lebendigen sozialen Zusammenhalt inmitten der Quartiere bei.

Von Anne-Marie Nicole (Artiset)

Im Genfer Espace de Quartier Plainpalais ist der Tai-Chi-Kurs gerade zu Ende gegangen. Schon strömt die Donnerstagsgruppe der Malerinnen und Collage-Künstler in die Räume. Etwa zwölf Männer und Frauen fast jeden Alters nehmen am Workshop des Vereins Plainpa-Vivant teil – unter den wachsamen Blicken der beiden Amateurmalerinnen Francis Magnin und Anne Divorne. Alle suchen sich einen Platz an einem der Tische. Die Panoramafenster des grossen Raums lassen viel Tageslicht herein. Nun wird das Material vorbereitet: Stifte, Pinsel, Aquarellkasten, Ölfarben, Schürzen und Lappen. Manche haben eine Tischstaffelei aufgeklappt, um ihre Leinwand darauf zu platzieren. Andere haben Klebstoff, Schere und alte Zeitschriften mitgebracht, um Collagen zu kreieren. Eine Teilnehmerin aus dem Irak hat für die Gruppe einen nach Kardamom duftenden Kaffee zubereitet. Dann kehrt Ruhe ein. Unterhaltungen und die Ratschläge von Francis Magnin erfolgen mit leiser Stimme.

Am späteren Vormittag kommen Freiwillige des Vereins Café Cornavin und bereiten Lebensmittelpakete für Menschen in Armut vor. Viele warten bereits draussen. Wie jeden Donnerstag geht ein Teil der Gruppe aus dem Malerei-Workshop gemeinsam in einem nahe gelegenen Restaurant mitagessen.

Der Espace de Quartier Plainpalais befindet sich mitten in Les Minoteries, einem Gebäudekomplex aus den 1970er-Jahren, der im Frühjahr 2020 renoviert wurde. Natürlich sollte die Sanierung den Energiewandel sicherstellen. Ziel war aber auch, die Lebensqualität und die soziale Teilhabe der Mieterinnen und Mieter zu verbessern. Neben den rund 330 Wohnungen in sieben Gebäuden umfasst der Komplex eine Bibliothek, eine Krippe, Werkstätten, Gemeinschaftsräume und den Espace de Quartier.

Über das ganze Stadtgebiet verteilt

Die Stadt Genf verfügt über elf Espaces de Quartier, die über das gesamte Gemeindegebiet verteilt sind und von den Sozialteams vor Ort betreut werden. Die zahlreichen kulturellen,

künstlerischen, sozialen oder sportlichen Aktivitäten im Programm dieser Quartiertreffs werden von Einwohner:innen, Vereinen und anderen Kollektiven angeboten, die sich im Quartierleben engagieren. Ausgewählt wurden sie im Rahmen einer Projektausschreibung, die alle drei Jahre stattfindet. Religiöse oder politische Organisationen sowie gewinnorientierte Unternehmen sind dabei ausgeschlossen. Die ausgewählten Projektträger können drei Jahre lang kostenlos einen Raum nutzen, aber bei mangelndem Interesse endet das Angebot manchmal auch vorzeitig.

Die Auswahl der Projekte erfolgt durch die Sozialteams vor Ort. Sie berücksichtigen das im Quartier bereits bestehende Angebot ebenso wie das «Sozialporträt» des Departements für sozialen Zusammenhalt und Solidarität der Stadt Genf. Das 2018 eingeführte und regelmässig aktualisierte Sozialporträt eines Quartiers soll Informationen zu Lebensbedingungen, Entwicklungen und sozialer Situation eines Quartiers liefern. Diese Analyse ermöglicht es, die →

«Mit dieser Politik wollen wir Exklusion bekämpfen, soziale Bindungen stärken und da unterstützen, wo es nötig ist. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei bedürftigen, Not leidenden und isolierten Menschen.»

**Christina Kitsos,
Leiterin des Departements für
sozialen Zusammenhalt und Solidarität**

Bedürfnisse der lokalen Bevölkerung besser zu erkennen und die Relevanz der vorgeschlagenen Projekte zu beurteilen. «Mit den bereitgestellten Daten können wir unser Angebot zielgenauer ausrichten», bestätigt Izabela Herzog, Sozialarbeiterin im Team von Plainpalais-Jonction-Acacias. «Das letzte Sozialporträt beispielsweise deutete darauf hin, dass Armut bei Familien und jungen Erwachsenen im Quartier zunimmt. Also haben wir beschlossen, den Mittwoch speziell für Aktivitäten und Begegnungen mit diesen beiden Gruppen freizuhalten.»

Eine differenzierte Herangehensweise

Eine zielgerichtete Planung der Aktionen und Massnahmen ist unerlässlich. «Die auf die Bedürfnisse im Quartier zugeschnittenen Projekte sind zwangsläufig ganz unterschiedlich. Die Quartiere haben ja ganz verschiedene Gesichter, Realitäten und Dynamiken», betont Joëlle Oudard, die in der Stadt Genf für die Entwicklung des sozialen Nahraums verantwortlich ist. Wichtig ist aber: «Für uns als öffentliche Verwaltung besteht die Herausforderung darin, unsere Massnahmen im gesamten Gebiet kohärent und ausgewogen zu gestalten. Auch die Arbeitsabläufe der Sozialteams vor Ort sind zu harmonisieren. Wir sind der Bevölkerung Rechenschaft, Transparenz und Gerechtigkeit schuldig.» Zudem unterstreicht sie, dass dieser differenzierte Ansatz Sinn und Zweck der Sozialarbeit im Gemeinwesen sei.

Tatsächlich geben sich die Sozialarbeitenden dort nicht damit zufrieden, die Espaces de Quartier zu verwalten und deren Aktionsprogramme zu betreuen. Der Espace de Quartier ist ihr Arbeitsinstrument, wie Izabela Herzog hervorhebt. Sie und ihre Kolleg:innen sind aber noch an vielen anderen Fronten aktiv. Sie koordinieren die lokalen Netzwerke und bringen regelmässig Vereine und Partnerinstitutionen zusammen. Sie unterstützen Freiwilligenarbeit und individuelle gegenseitige Hilfe. Sie fördern soziale Durchmischung und organisieren Veranstaltungen. Sie beobachten soziale Entwicklungen und sind an der Erbringung verschiedener Leistungen des Sozialdiensts beteiligt. Zudem gehen sie auf die Einwohner:innen zu und laden sie ein, Aktivitäten vorzuschlagen und am Angebot teilzunehmen. Zwar verzeichnen die Espaces de Quartier jährlich rund 300 000 Besucherinnen und Besucher, aber sie sind dennoch nicht allen ein Begriff.

«In Les Minoteries gibt es Mieterinnen und Mieter, die dort seit fünf oder zehn Jahren wohnen und sich nicht kennen», erzählt Izabela Herzog. Das Sozialteam und der Quartierverein Les Minoteries haben daher beschlossen, freitags einen offenen Morgenkaffee anzubieten. Zuerst kamen nur wenige, jetzt treffen sich jede Woche rund fünfzehn Leute. Oft essen sie nun auch gemeinsam zu Mittag. Gekocht wird mit den Köchinnen der Ateliers Cuisine et Santé von Caritas Genf. «Um Kontakte zu knüpfen, gibt es nichts Besseres als ein Essen», lacht die Sozialarbeiterin, deren Funktion sich darauf «beschränkte», die Projektpartnerinnen und Projektpartner miteinander zu vernetzen und die Umsetzung zu erleichtern.

Sozialpolitik vor Ort ist gefordert

Die von den Espaces de Quartier angebotenen Aktivitäten und die Massnahmen der städtischen Sozialarbeitenden sind Teil der Genfer Sozialpolitik. «Mit dieser Politik wollen wir Exklusion bekämpfen, soziale Bindungen stärken und da unterstützen, wo es nötig ist. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei bedürftigen, Not leidenden und isolierten Menschen», erläutert Christina Kitsos, Leiterin des Departements für sozialen Zusammenhalt und Solidarität. Neben den in den Quartieren verankerten Projekten «fördert die bürgernahe Politik auch eine positive Nutzung des öffentlichen Raums. So trägt sie dazu bei, dass sich die Bevölkerung über Aktivitäten Lebensräume zurückerobert», fügt sie hinzu.

Die Begegnungen, Veranstaltungen und sonstigen Initiativen finden regen Zuspruch und sind wichtige Zufriedenheitsfaktoren. Aber: «Künftige Verbesserungen zielen auf eine stärkere Partizipation und Mitgestaltung ab», kündigt Christina Kitsos an. In Zukunft «erfordern die wachsende Bevölkerung und die Entwicklung neuer Quartiere ein stärkeres Engagement für sozialen Zusammenhalt. Denn Ungleichheit und Bedürftigkeit werden unter anderem als Folge der Klimaveränderungen zunehmen.» Angesichts all dieser Herausforderungen wird die Sozialpolitik in den Quartieren gefordert sein. ■

ZÜRCHER GEMEINSCHAFTSZENTREN SCHAFFEN HEIMAT

Im oft anonym wahrgenommenen Zürcher Stadtleben bieten insgesamt 17 Gemeinschaftszentren im Auftrag der Stadt Zürich niederschwellige Treffpunkte an, an denen Menschen je nach Lebenssituation und Bedürfnis unterschiedlich partizipieren können. Bei der Partizipation kann es sich um ein aktives Engagement in Projekten handeln oder auch nur um eine punktuelle Mitwirkung. Die Menschen können aber die Angebote auch einfach nur konsumieren. Das Ziel bestehe darin, so Cornelia Schwendener, Co-Leiterin des Gemeinschaftszentrums Wipkingen, mit den Menschen an ihren Potenzialen zu arbeiten und zugleich Angebote für alle zu ermöglichen. Bei einer aktiven Teilnahme an Projekten erleben viele erstmals, so Schwendener, dass ihr Beitrag wertvoll ist, was wiederum ihre Selbstwirksamkeit stärkt.

Ein besonderes Beispiel ist das Projekt «Tauschen am Fluss», ein über 20 Jahre gewachsenes Netzwerk, in dem Dienstleistungen auf Basis von Zeit getauscht werden. Unabhängig von Fähigkeiten oder sozialem Hintergrund können alle mitmachen – gleichwertig und auf Augenhöhe. Obwohl digital organisiert, lebt das Projekt von realen Begegnungen im Quartier. Daraus sind weitere Initiativen und Projekte entstanden, die das GZ durch Räume, Vernetzung und Koordination unterstützt.

Der Erfolg solcher Projekte basiert auf enger Zusammenarbeit mit den Akteuren eines Quartiers und auf der Partizipation der Menschen. Diese werden früh einbezogen, ihre Perspektiven stehen im Zentrum, und sie werden gehört. Das ist für Schwendener ausschlaggebend für das Gelingen. Auf diese Weise stiften die Gemeinschaftszentren Identität, schaffen Nähe und ein Stück «Heimat in der Stadt».

Von Gregor Anderhub (Stiftung Soziokultur Schweiz)

Quartierarbeit im aargauischen Suhr lädt zur Mitwirkung ein

Das Nachbarschaftshaus Mühlematte in Suhr (AG) ist ein lebendiger Treffpunkt – dank dem Engagement und den zahlreichen Ideen der Mitwirkenden. Hier begegnen sich Menschen auf Augenhöhe und gestalten miteinander das Zusammenleben. Es ist eines von mehreren Angeboten der niederschweligen Quartierarbeit in der Gemeinde.

Von Jenny Nerlich (Artiset)

In Suhr, einer Gemeinde mit 11 500 Einwohnern südwestlich von Aarau, ist in Sachen Quartierentwicklung viel los. Nachbarschaftshäuser, Gemeinschaftsgärten, das Ladenlokal der «Alte Konsum» und der naturnahe Gilgenplatz bieten Begegnungsräume und Freizeitangebote für Jung und Alt. Ein guter Grund, sich das mal genauer anzuschauen.

Dazu hat mich Anna Greub, die Leiterin der Quartierentwicklung Suhr, in das Nachbarschaftshaus Mühlematte eingeladen. Auf dem Weg dorthin komme ich an Mehrfamilienhäusern mit Gärten, stattlichen Einfamilienhäusern und schlichten Wohnblöcken vorbei. Suhr ist eine durchmischte Gemeinde.

Das Nachbarschaftshaus Mühlematte, ein langer Holzbau, liegt etwas versteckt hinter einem Garten. Aber das Schild an der Strasse «Kafi Mühlematt. OFFEN» zeigt mir, dass ich richtig bin. Kaum bin ich eingetreten, erlebe ich den Trubel eines Nachbarschaftshauses: Ein paar Frauen und Männer mit Migrationshintergrund sitzen an einem Tisch, plaudern und trinken Tee. In der Küche wuseln drei Frauen. Ein kleines Mädchen tapst neugierig umher.

Anna Greub begrüsst mich freundlich und stellt mich verschiedenen Personen vor. Da ist Karin, die die Garten-Gruppe leitet, Ursula und Fritz, beide mit Hirnverletzungen, und Doris vom Verein «Kaffee & mehr».

Wir gehen einen Gang entlang. Zu beiden Seiten gibt es gemütliche Aufenthaltsräume. In einer Stube mit Sofa, Sesseln und Bildern an der mintgrünen Wand machen wir es uns bequem.

Mitgestalten heisst auch Verantwortung übernehmen

«Ist der Garten draussen ein Gemeinschaftsgarten?», frage ich in die Runde. Karin antwortet: «Ja, der Garten wird vom Verein Fragile betrieben. Das ist eine Organisation für Menschen mit Hirnverletzungen und deren Angehörige. Vor sechs Jahren haben wir das Gartenprojekt gestartet. Wir haben den Garten in Form eines Gehirns angelegt, um den Bezug zu den Menschen herzustellen, die dort arbeiten.» Aktuell gärtnern vierzehn Menschen mit Hirnverletzungen, so wie Ursula und Fritz, denen das Sprechen aufgrund ihrer Hirnverletzung schwerfällt. Der Garten ist für sie ein Ort zum

Auftanken und eine Möglichkeit, gemeinsam etwas Schönes zu erschaffen. «Super,» lacht Fritz.

Eine Frau vom Kafi Mühlematt bringt Tee und Kaffee. Das Café hat jeden Dienstag und Mittwoch geöffnet. Es lebt vom freiwilligen Engagement vieler Leute. Eine von ihnen ist Doris. «In der Nähe gibt es eine unterirdische Asylunterkunft. Damit die Leute einen schönen Ort zum Verweilen haben, haben wir vor zirka einem Jahr das Café gegründet,» erzählt sie. «Es macht mir Freude, zu sehen, wie die Leute mitmachen und Verantwortung übernehmen.»

Von diversen Organisationen betrieben

Das Kafi Mühlematt steht allen Menschen offen und ist gut besucht. Manchmal kommen auch Bewohner einer nahen Alterssiedlung vorbei. «Wir wollen den Kontakt zu den Menschen aus den Alterswohnungen intensivieren,» sagt Doris.

Dazu möchte ich mehr wissen: «Wie macht man ein Nachbarschaftshaus wie Mühlematte bekannt?» Anna Greub erklärt es mir: «Als die →

Quartierentwicklung das leerstehende Haus von der Gemeinde Suhr bekommen hat, habe ich gemerkt, dass wir das nicht allein betreiben können. Also habe ich verschiedene Institutionen und Projekte aus dem Umfeld einbezogen, zum Beispiel ein Flüchtlingsprojekt, das Alterswohnprojekt und einen Kindergarten. Gemeinsam ha-

Menschen bringen ihre Ideen ein

«Von Anfang an wurden verschiedene Leute in die Gestaltung des Nachbarschaftshauses einbezogen,» führt Anna Greub weiter aus. «Das Haus lebt davon, dass Quartierbewohnende ihre eigenen Ideen einbringen und die Räume für ihre Projekte nutzen.»

können, was sie in der Schule nicht lernen,» erklärt Tanja. «Die Schüler spielen miteinander und erlernen Regeln. Außerdem wird ihre Motorik gefördert.» Die Lehrer beobachten und entdecken dabei bisweilen neue Seiten an den Kindern.

Das Nachbarschaftshaus Mühlematte ist ein vielfältiger und bunter Ort. Hier wird gespielt, gebastelt, genäht, gegärtet und gemalt. Da frage ich mich: «Was braucht es, damit man so ein Projekt auf die Beine stellen kann?»

Die Politik muss mitziehen

«Es braucht die politische Überzeugung, dass Quartierarbeit wichtig ist, um die Herausforderungen in einer schnell wachsenden Gemeinde wie Suhr anzugehen,» sagt Anna Greub. Seit Beginn der Quartierentwicklung vor zehn Jahren werden gemeinsam mit den Bewohnern von Suhr Begegnungsräume für das Zusammenleben gestaltet. «Um das Projekt aufzubauen, hat es uns geholfen, dass wir die bestehenden lokalen Strukturen und Kontakte nutzen konnten, wie zum Beispiel die Fachstelle für Freiwilligenarbeit,» sagt Anna Greub. «Was es auch noch braucht,» setzt sie fort, «ist gute Beziehungsarbeit. Es braucht Leute wie Karin, Tanja und Doris, die Beziehungen zu Menschen knüpfen und sie begeistern, mitzumachen.»

Die Tür öffnet sich, und Nazmiye kommt in den Raum. Sie empfiehlt uns die türkische Suppe, die die Frauen vorne in der Küche gekocht haben. «Setz dich zu uns, Nazmiye,» lädt Anna sie ein. Nazmiye, um die fünfzig mit einem sonnigen Gemüt, nimmt in unserer Runde Platz. Sie erzählt: «Jeden Dienstagnachmittag arbeite ich hier im Kafi Mühlematte freiwillig. Ich verkaufe Kaffee und Kekse. Es macht mir viel Spass.»

«Wir sind sehr froh, dass du hier mitwirkst,» bedankt sich Anna herzlich bei Nazmiye. Der Nachmittag im Nachbarschaftshaus Mühlematte neigt sich dem Ende. Die Gäste des Nachbarschaftshauses und ich machen uns langsam auf den Heimweg. Nazmiye und eine Freiwillige räumen noch auf – damit das Nachbarschaftshaus auch morgen wieder für die Besucher einladend ist. ■



Die «Spielerei» im Nachbarschaftshaus Mühlematte in Suhr: Ein lockerer Treffpunkt für Menschen, die gerne spielen. Foto: Suhr

ben wir das Nachbarschaftshaus aufgebaut.» Als es fertig war, gab es ein Eröffnungsfest, zu dem die Menschen aus Suhr eingeladen wurden. «Wir wollten, dass die Menschen erleben, was in einem Nachbarschaftshaus möglich ist. Das Erleben,» betont Anna Greub, «ist die beste Werbung und die beste Form, Partizipation zu fördern.»

Die Angebote der Quartierentwicklung werden auf verschiedenen Kanälen kommuniziert, klassisch mit Flyern und Anschlägen an Nachbarschaftstafeln, mit gelegentlichen Artikeln im Dorfmagazin SuhrPlus, digital über die Website der Quartierentwicklung und über WhatsApp-Kanäle.

So wie Kadir, der vor fünf Jahren mit seiner Frau Nazmiye aus der Türkei hergekommen ist. Er hat den Deutschkurs aufgebaut, den er mehrfach die Woche im Nachbarschaftshaus gibt. Während wir in der Stube plaudern, unterrichtet er nebenan fünf junge Leute aus der Asylunterkunft.

Oder wie Tanja, die gerade ins Zimmer gekommen ist und sich an den Tisch setzt. Sie hatte die Idee für die Spielerei, einen lockeren Treffpunkt für Menschen, die gerne spielen. Zweimal im Monat steht er allen offen, und ab und zu auch Schulklassen. «Wieso kommen Schulklassen zum Spielen hierher?» frage ich nach. «Weil sie so viel lernen

«Quartiers solidaires»: Gegenseitige Hilfe im nächsten Umfeld

Ob ein gemeinsam betriebenes Dorfcafé, selber organisierte Gymnastikstunden oder Nachbarschaftshilfe: Solche Gemeinschaftsaktionen prägen heute das von Pro Senectute Waadt entwickelte Programm «Quartiers solidaires». Damit sollen vor allem Seniorinnen und Senioren die Möglichkeit haben, sich in ihrem nächsten Umfeld zu treffen, sich gegenseitig zu helfen und soziale Beziehungen zu knüpfen.

Von Anne Vallelian (im Auftrag von Artiset)

Im Café des kleinen Dorfs Les Cullayes in der Waadtländer Region Lavaux herrscht an einem Dienstagvormittag im Januar ein fröhliches Stimmengewirr. An einem grossen Tisch wird lebhaft diskutiert – rund 20 Seniorinnen und Senioren tauschen sich gut gelaunt miteinander aus. Das von der Gemeinde eingerichtete und von Freiwilligen betriebene Café steht allen offen und funktioniert wie ein ganz normales Café. Jeden Donnerstag wird es von 9.30 bis 11.30 Uhr regelmässig zum Treffpunkt für gut 20 Rentnerinnen und Rentner aus der Umgebung. «Donnerstag ist der Tag des Wiedersehens», lacht Théo Iliani, Leiter des Gemeinschaftsprojekts bei Pro Senectute Waadt.

Projekte von und für Seniorinnen und Senioren

Diese Treffpunkte sind Teil der «Actions communautaires» (Gemeinschaftsaktionen), einem der zwei Teilbereiche, die aus dem von Pro Senectute Waadt entwickelten Programm «Quartiers solidaires» hervorgegangen sind. Aus einem informellen Austausch entstehen nach und nach konkrete Projekte, die sich an die älteren Menschen in der Gemeinde richten und von ihnen mitkonzipiert wurden. Der zweite Teilbereich – «Vieillir chez soi» (zu Hause alt werden) – setzt beim Wohnen an und verbindet Anpassungen der Wohnungen mit sozialen Komponenten.

Alle bringen sich mit ihrer Kompetenz ein

Das vor wenigen Jahren initiierte Programm «Actions communautaires» soll es Menschen im Ruhestand ermöglichen, Projekte in ihrer Nähe zu entwickeln, und ihnen die Mittel für deren dauerhafte Umsetzung bereitzustellen. Im Kanton Waadt sind fünf Projekte inzwischen autonom, sieben sind in Entwicklung, und vier starten dieses Jahr. «Meine Aufgabe ist es, die Gruppe zwei Jahre lang zu begleiten und die Menschen dabei zu unterstützen, selber Aktivitäten nach ihren eigenen Bedürfnissen und Vorlieben vorzuschlagen. Anschliessend sollen sie diese Projekte selbstständig fortsetzen», erläutert Théo Iliani. Bei den Gesprächen ergeben sich ganz konkrete Wünsche: IT-Hilfe, kreative Freizeitgestaltung, Ausflüge, Pétanque. Manche Kompetenzen sind in der Gruppe bereits vorhanden. «Wir haben ehemalige Informatiker in der Gruppe, die angeboten haben, einmal monatlich IT-Hilfe zu leisten», erzählt Théo Iliani. Mobiltelefon, Computer, digitale Erledigungen: Gegenseitige Hilfe entsteht ganz natürlich.

Doris wohnt in Carrouge und zählt zu den aktivsten Teilnehmerinnen. «Das ist so schön. Man lernt viele Leute kennen, denen man ansonsten nie begegnet wäre.» Eine Aktivität folgt der nächsten: monatliche Ausflüge, Pétanque auf der Bahn beim Café, Restaurantbesuche. Für jede →

**«Man ist nicht isoliert.
Wenn ich im Dorf
spazieren gehe,
begegne ich lauter
bekannten Gesichtern.»**

**Doris, eine Seniorin
aus Carrouge VD**

Aktivität gibt es eine WhatsApp-Gruppe, damit man sich leichter organisieren kann. «Im Schnitt unternehmen wir einmal wöchentlich etwas miteinander», erklärt sie. «Wir haben sogar eine Gruppe für gegenseitige Hilfe gegründet. Ich biete freiwillige Fahrdienste an und bringe die Menschen bei Bedarf zum Arzt oder zum Einkaufen.» Was für sie am meisten zählt: Sie fühlt sich nicht einsam. «Man ist nicht isoliert. Ob ich mit meinem Hund spazieren gehe oder Leuten im Dorf begegne – es sind bekannte Gesichter.»

Die Zukunft des Projekt sichern

Für die Zukunft erhofft sich Doris eines: «Was wir aufgebaut haben, soll Bestand haben. Wir haben einen Verein gegründet – ich bin die Kassierin. Ich wünsche mir, dass das alles auch nach dem Rückzug von Théo weitergeht.» Gilbert wiederum stellt seine technischen Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinschaft. «Ich betreue die Website des Vereins, das Logo und den QR-Code.» Über dreissig Jahre war er Bürgermeister und Gemeinderat. Daher kann er die Bedeutung derartiger Projekte im ländlichen Raum verstehen. «Auf dem Land gibt es nicht dieselben Dienstleistungen wie in der Stadt. Um Isolation und Einsamkeit zu verhindern, ist das eine Notwendigkeit.» Er koordiniert auch die einmal monatlich angebotene IT-Hilfe. «Wir sind fünf Helfende. Manchmal komme ich sogar zu den Menschen nach Hause. Alle bringen das ein, was sie können. Es ist wichtig, die Kompetenzen jedes und jeder Einzelnen zu nutzen.»

Das von Théo Iliani getragene Programm «Actions communautaires» lief bis Ende Februar 2026. Als er das Projekt verliess, zeigte sich Théo für dessen Zukunft sehr zuversichtlich. «Es ist eine eingeschlossene Gruppe. Es haben sich Beziehungen entwickelt, alle sind hochmotiviert.»

Wie ein Foyer zum Begegnungsort wird

Diese Dynamik findet man nicht nur in den Dorfcafés. Im Rahmen des Programms «Vieillir chez soi» entfaltet sich diese auch im Wohnbereich. Susanna Fornachon ist 84 Jahre alt. Sie leitet die wöchentliche Morgengymnastik im Foyer ihres Mehrfamilienhauses in Morges, der Résidence de la Côte. Dort wohnt sie gemeinsam mit rund 70 anderen Seniorinnen und Senioren, von denen viele seit Jahrzehnten hier leben. Seit 1984 ist sie Gymnastiklehrerin und hat im Laufe der Jahre unterschiedlichste Kurse gegeben – auch für Menschen im Alter. Mit Mobilitätseinschränkungen, unter denen manche leiden, ist sie also bestens vertraut. «Ich sage deshalb immer: Macht nur das, was euch guttut, ohne Druck.» Kurz vor Weihnachten fand die von Pro Senectute Waadt initiierte Aktivität zum ersten Mal statt. Susanna bereitet damit viel Freude. Das Foyer, das lange Zeit einfach ein Durchgangsort war, ist voller Leben und entwickelt sich immer mehr zu einem Treffpunkt. Susanna freut sich auch über die baulichen Anpassungen. «Bei uns kann man gut zu Hause alt werden.» Ein Vorsorgeunternehmen hat verschiedene Arbeiten ausgeführt: bodenebene, barrierefreie Duschen und eine bessere Beleuchtung. Weitere Änderungen sind geplant. Ein Umfeld also, das mehr Sicherheit und Komfort bietet – und auch persönliche Begegnungen erleichtert.

In Morges ist das Programm «Vieillir chez soi» Teil der kantonalen Alterspolitik «Vieillir 2030» und wird von der Gemeinde aktiv und finanziell gefördert. Ende Oktober letztes Jahr waren die Mieterinnen und Mieter zu einem offenen Forum im Foyer eingeladen, wo sie gemeinsam viele Ideen wälzten, von denen einige bereits umgesetzt worden sind, wie die Morgengymnastik von Susanna Fornachon. ■

QUARTIERS SOLIDAIRES

Das von Pro Senectute Waadt von 2002 bis 2024 entwickelte Programm «Quartiers solidaires» (solidarische Quartiere) möchte die Bewohnerinnen und Bewohner, ganz besonders die Seniorinnen und Senioren ermutigen, Einfluss auf ihr eigenes Umfeld zu nehmen. Je nach Bedürfnissen, Ressourcen und Wünschen sollen sie selbst Projekte organisieren. So entstanden 33 Gemeinschaftsprojekte. Die meisten führten zu immer noch bestehenden Seniorenvereinen, die von Pro Senectute Waadt weiter betreut werden. Das Programm wurde dann durch die Projekte «Actions communautaires» und «Vieillir chez soi» ersetzt, die das gleiche Ziel verfolgen: soziale Bindungen ermöglichen.

Wie Institutionen das Quartierleben mitgestalten

Auf dem Areal der Acherhof Stiftung in der Gemeinde Schwyz ist in den letzten Jahren ein Dorfquartier für alle Generationen entstanden. Und im aargauischen Bremgarten holt die St. Josef-Stiftung Menschen aus der Umgebung zu sich auf das Gelände. Den Verantwortlichen gelingt es auf diese Weise, unkomplizierte und wirksame Begegnungen im Alltag zu ermöglichen.

Von Elisabeth Seifert (Artiset)

Kaum lässt man den historischen Kern der Gemeinde Schwyz mit Kirche und Rathaus hinter sich und fährt weiter in südöstlicher Richtung, liegt rechts der Acherhof. Ein grosses Areal mit mehreren modernen Bauten, einem Spielplatz, einer Piazza und Grünflächen. Ins Auge sticht ein historisches Gebäude, das Haus Acher, das ursprünglich allein auf dem riesigen, von einer Mauer umgebenen Gelände stand; eine der zahlreichen herrschaftlichen Hofstätten, die einen Kranz rund um den Dorfkern von Schwyz bilden.

Integration geschieht gleichsam automatisch

In den 30er-Jahren hatte ein Kapuzinerpater das Areal erworben und das Haus Acher zu einem Altersheim umfunktioniert. In den letzten Jahren ist auf dem rund 24 000 Quadratmeter grossen Gelände ein offenes Quartier entstanden, ein «Dorfquartier für alle

Generationen», wie es auf der Website der gemeinnützigen Stiftung Acherhof heisst.

Im Alterszentrum Acherhof leben 120 Bewohnende, die rund 200 Mitarbeitenden sind in Pflege und Betreuung tätig, aber auch im öffentlichen Restaurant «zum Acher». Dieses wird vom Alterszentrum betrieben und hat sich zu einem beliebten Treffpunkt des Quartiers und auch für Schwyzer Vereine entwickelt. Im historischen Haus Acher ist die Privatschule Hofstatt untergebracht, eine Tagesschule für 60 Kinder und Jugendliche, vom Kita-Alter bis Ende der obligatorischen Schulzeit. Für Menschen ab 60 Jahren bietet die Stiftung in mehreren Häusern Wohnungen mit Dienstleistungen an, weiter gehören zum «Dorfquartier für alle Generationen» auch rund 40 Wohnungen für Familien.

Entstanden ist die Idee des Mehrgenerationenquartiers im Jahr 2012:

Um die Finanzierung des Alterszentrums nachhaltig zu sichern, plante die Stiftung Acherhof zunächst ein Wohnen mit Dienstleistungen für Seniorinnen und Senioren. Die Verantwortlichen wollten es aber nicht dabei bewenden lassen. Das grosse Areal an zentraler Lage sollte zu einem Ort werden, wo Menschen unterschiedlichen Alters gemeinsam leben und sich ein normales Quartierleben entwickelt. «Auf diese Weise kann Integration gleichsam automatisch geschehen», sagt Lukas Gisler. Er ist seit 2018 Leiter des Alterszentrums und prägt auch die Entwicklung des Quartiers massgeblich mit.

Die Menschen in Bezug zueinander bringen

Dank einem Investor entstanden in-nerter kurzer Zeit, von 2017 bis 2019, die neuen Gebäude; total saniert und erweitert wurde auch das Gebäude des Alterszentrums aus den →

70er-Jahren. Die Wohnungen waren schnell vergeben, 2020 mietete sich die private Tagesschule im Haus Acher ein. Gisler: «Als diese Phase abgeschlossen war, ging es darum, wie wir all die Inseln im Sinne des Mehrgenerationenwohnens zusammenbringen.» Eingerichtet wurde zu diesem Zweck ein Quartierbüro, das in der Anfangszeit von der Age-Stiftung und der Cornelius Knüpffer Stiftung finanziert wurde. Eine der ersten Aktionen war eine

allem auf Initiative der Schule geht etwa die Idee eines Gartens zurück, der von Jahr zu Jahr grösser wird und auch von Mieterinnen und Mieter des Wohnens 60+ bepflanzt wird. Auf verschiebbaren Hochbeeten gärtnern zudem Bewohnerinnen und Bewohner des Alterszentrums mit. Ab diesem Frühling können Seniorinnen und Senioren Seite an Seite mit Schülerinnen und Schülern im erweiterten Werkatelier der Schule ihre Kreativität ausleben.

«Mehrere 100 Menschen kommen dann hier bei uns zusammen.»

Über die Jahre hinweg sind auf diese Weise Verbindungen zwischen den «Inseln» entstanden – vor allem zwischen dem Alterszentrum, der Schule und den Mieterinnen und Mietern der Wohnungen 60+. Dabei komme es auch zu Interessenskonflikten, etwa wenn Kinder mit ihren Velos herumsausen. «Es ist wichtig, die wechselseitigen Bedürfnisse zu erkennen und miteinander ins Gespräch zu kommen.» Wie in jedem Quartier eben.

«Wir verstehen uns als Ermöglicher. Die Idee besteht darin, dass Bewohnerinnen und Bewohner des Alterszentrums, Mietende oder die Schule ein Projekt an die Hand nehmen, und die anderen beteiligen sich dann daran.»

Lukas Gisler,
Leiter des Alterszentrums
der Acherhof Stiftung

Quartierzeitung, die zunächst wöchentlich und jetzt monatlich in alle Quartierbriefkästen flattert.

Das Quartierbüro nimmt vor allem Anliegen der Bewohnenden, der Mieterinnen und Mieter oder der Schule auf und prüft, wie man diesen gerecht werden kann. Gisler: «Als Stiftung, die ein Alterszentrum betreibt, ist es nicht unsere primäre Aufgabe, das Quartier zu bespielen, wir sind aber sehr aufmerksam, wenn wir sehen, dass ein Bedürfnis besteht.» Im öffentlichen Restaurant «zum Acher» gibt es jetzt etwa während des Winters einen Mittagstisch für Menschen aus den Wohnungen mit Dienstleistungen, die nicht allein essen wollen.

«Wir verstehen uns als Ermöglicher», unterstreicht Gisler. «Die Idee besteht darin, dass Bewohnerinnen und Bewohner, Mietende oder die Schule ein Projekt an die Hand nehmen, und die anderen beteiligen sich daran.» Vor

Bewohnende des Alterszentrums sowie die Schülerschaft haben letztes Jahr einen Entdeckerweg zum Thema der fünf Sinne rund um das Acherhof-Gelände konzipiert, derzeit denken sie sich ein neues Thema aus.

Aufeinander Rücksicht nehmen lernen

Der Entdeckerweg ist einer von vielen Themenwegen in Schwyz und Umgebung und richtet sich neben den Quartierbewohnenden an das ganze Dorf. Gisler: «Wir schotten uns nicht ab, sondern sind als Quartier ein Teil von Schwyz.» Das zeigt sich auch immer an der alljährlich vor den Herbstferien stattfindenden Chilbi auf dem Acherhof, die vierte und jüngste Schwyzer Chilbi. Das Alterszentrum ist für die leiblichen Genüsse und die musikalische Unterhaltung zuständig, während die Schule alle möglichen Spiele und weitere Attraktionen organisiert.

St. Josef-Stiftung: Ein Teil von Bremgarten West

Ähnlich wie der Acherhof nützt die St. Josef-Stiftung im aargauischen Bremgarten ihr grosses Gelände direkt an der Reuss, um Beziehungen zu ermöglichen; zwischen den rund 200 Menschen mit Behinderungen aller Altersstufen sowie der Bevölkerung von Bremgarten West – und darüber hinaus. Die Institution, die auf dem Areal eines ehemaligen Kapuzinerklosters ennet der Reuss domiziliert ist, war über lange Zeit abgeschottet vom Städtchen. In den letzten Jahrzehnten entstand im direkten Umfeld ein Stadtteil. Parallel dazu hat die Stiftung ihr eigenes Angebot mit der Umgebung verwoben. Zum Angebot der Stiftung gehören dabei Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten für erwachsene Menschen mit Behinderung, eine Heilpädagogische Schule (HPS) mit Internat, ambulante Kinderangebote sowie zahlreiche Therapiemöglichkeiten.

«Unsere Klientinnen und Klienten haben stark einschränkende Behinderungen und können ohne Begleitung nicht ins Städtchen fahren, deshalb holen wir die Menschen zu uns», sagt Mirjam Hegenbarth, Leiterin Kommunikation und Marketing. Als «Herzstück der Begegnung» bezeichnet sie das neu renovierte Haus Allegra und das sich darin befindende Restaurant JoJo. Im Jahr 2003 eröffnet, steht das JoJo 365 Tage im Jahr Menschen innerhalb und ausserhalb der Stiftung offen. Hier essen zum Beispiel immer wieder Schulklassen der HPS, aber



Eine Freiwillige begleitet eine Frau im Rollstuhl beim Lama-Trekking im Tierpark der St. Josef-Stiftung.

Foto: St. Josef-Stiftung

«Unsere Klientinnen und Klienten haben stark einschränkende Behinderungen und können ohne Begleitung nicht ins Städtchen fahren, deshalb holen wir die Menschen zu uns.»

**Mirjam Hegenbarth,
Leiterin Kommunikation und Marketing
der St. Josef-Stiftung**

auch Familien und Senioren sowie Mitarbeitende umliegender Firmen und der Stiftung. Eine Spielecke lädt Familien zum Verweilen ein.

Im Haus Allegra ist ein vielfältiges Angebot untergebracht. Dies bedeutet, dass sich Menschen mit und ohne Behinderung gleichsam automatisch begegnen: Es gibt eine Physio- und Ergotherapie, die auch Menschen aus der Stadt nutzen können. Untergebracht ist hier ein Teil der HPS für Kinder und Jugendliche mit sehr hohem Unterstützungsbedarf. Es gibt eine Wohngruppe für Erwachsene mit Behinderung und eine Abteilung Arbeit und Erleben, die der Klientel, ganz gemäss dem Normalisierungsprinzip, alltägliche Beschäftigungen, Aktivierungen und Erlebnisse bietet. In zwei oberen Stockwerken werden kleinere Wohnungen regulär vermietet, vor allem an ältere Menschen, und ganz oben gibt es Seminarräume für Firmen.

Unkomplizierte Begegnung im Alltag

Nicht nur innerhalb des Gebäudes begegnen sich Menschen, sondern auch auf dem grossen Gelände: Die ehemalige Klosterkirche ist ein beliebter Veranstaltungsort für das ganze Freiamt. In einer Liegenschaft ist eine reguläre Primarschule untergebracht. Einen Treffpunkt für Familien bilden drei über das Gelände verteilte Spielplätze sowie ein Tierpark. Letzterer ist vor allem aus therapeutischen Gründen angelegt worden, heute treffen hier Klientinnen und Klienten sowie Familien aufeinander.

«Das Zusammenleben der Menschen wird durch vielfältige Begegnungen ganz normal und alltäglich werden», sagt Mirjam Hegenbarth. Gemeinsame Projekte, zum Beispiel im Tierpark oder zwischen der Sonder- und der Regelschule, sind – noch – eher selten. Im Sommer soll jetzt aber etwa ein gemeinsamer Pausenplatz eröffnet werden, der einen weiteren Raum für Inklusion schafft. ■



Kinder- und Jugendpartizipation auf kommunaler Ebene

Die Gemeinden spielen eine zentrale Rolle bei der konkreten Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte des Kindes. Lebensräume sollen die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen berücksichtigen. Daher ist es von Bedeutung, dass sie in ihrer Gemeinde bei der Planung und Gestaltung öffentlicher Räume aktiv mitwirken können.

Von Nadine Junghanns (Unicef Schweiz und Liechtenstein)

Die Initiative «Kinderfreundliche Gemeinde» von Unicef Schweiz und Liechtenstein verfolgt das Ziel, die Kinderrechte auf kommunaler Ebene umzusetzen. Dafür werden in Gemeinden Rahmenbedingungen geschaffen, welche die Umsetzung dieser Rechte sicherstellen. Die feste Verankerung der Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen steht im Zentrum der Initiative. Es soll erreicht werden, dass Kinder und Jugendliche systematisch in Entscheidungsprozesse auf kommunaler Ebene einbezogen werden. Die Bedürfnisse und Sichtweisen von Kindern und Jugendlichen sollen in allen für sie relevanten Lebensbereichen berücksichtigt werden. So auch in der Raumentwicklung oder bei Planungs- und Bauvorhaben. Wie kindgerechte Partizipation in der Praxis gelingt, zeigt Unicef Schweiz in der Broschüre «Partizipation von Kindern und Jugendlichen in Theorie und Praxis» für Städte und Gemeinden. Zudem hat Unicef Schweiz und Liechtenstein eine Broschüre zur «Partizipation in der Schule» (2025) und eine «Anleitung für Kinder und Jugendliche» (2023) veröffentlicht.

Savièse (VS) hat sich auf dem Weg gemacht

Die Walliser Gemeinde Savièse hat sich im Rahmen des Zertifizierungsprozesses hin zur «Kinderfreundlichen Gemeinde» das Ziel gesetzt, Kinder und Jugendliche mehr am Gemeindeleben und an Entscheidungen, die sie betreffen, zu beteiligen. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickelte sie gemeinsam mit dem auf partizipative Entwicklung spezialisierten Beratungsbüro «Idée 21» ihren Weg zu einer neuen Jugendpolitik.

Das Vorhaben gliederte sich in drei Phasen:

- Zunächst fanden in allen Kindergarten- und Schulklassen der Gemeinde Workshops statt. Die Lehrpersonen erhielten hierzu von «Idée 21» ein Set von Materialien und Werkzeugen. Darin enthalten sind altersgerechte Mitwirkungsmethoden: Wandbilder für die Kleinsten, Bestandsaufnahmen und Diskussionsforen für die Grossen.
- In der zweiten Phase nahmen 75 Schülerinnen und Schüler an einer Bilanzkonferenz teil, bei der alle Ideen zusammengetragen und priorisiert wurden.
- Die 16- bis 18-Jährigen ermittelten schliesslich in Phase drei in einem Workshop Stärken und Schwächen der Jugendpolitik ihrer Gemeinde und formulierten konkrete Verbesserungsvorschläge.

Zu den im Rahmen des gesamten Prozesses behandelten Themen zählten Schule, Sport, Freizeit, Kultur- und Gemeindeleben, Mobilität sowie das Verhältnis zur Natur. Die Ergebnisse wurden von «Idée 21» in einem Bericht zusammengefasst, welcher der Gemeinde im Februar 2025 vorgelegt wurde. Dieser Bericht dient als Grundlage für die Erstellung eines Aktionsplans (Massnahmenkatalog), der

die Jugendpolitik der Gemeinde Savièse dauerhaft verbessern und innerhalb von vier Jahren umgesetzt werden soll.

Im Rahmen des in Savièse durchgeführten partizipativen Prozesses zeigten Kinder und Jugendliche aller Altersgruppen grosses Engagement für die Gestaltung ihres Lebensumfelds. Besonders zum Erfolg des Projekts beigetragen hat die interdisziplinäre Zusammenarbeit verschiedener Abteilungen der Gemeinde, der Lehrkräfte sowie lokaler, regionaler und kantonaler Akteure.

Kriens (LU): Mitwirkung aller Einwohnender

Die «Kinderfreundliche Gemeinde» Kriens lässt die ganze Bevölkerung an ihrer Ortsplanungsrevision mitwirken. In der ersten Phase wurden die strategischen Leitlinien der räumlichen Entwicklung im Räumlichen Entwicklungskonzept (REK) festgelegt. Dabei ging es um Konzepte, aber auch um Massnahmen für die Themen: Siedlung und Städtebau, Freiraum und Landschaft, Verkehr und Mobilität sowie Energie und Klimaschutz. In der zweiten Phase wurden planungsrechtliche Instrumente wie das Bau- und Zonenreglement zusammen mit dem Zonenplan der Stadt Kriens erarbeitet. Die Krienser Bevölkerung konnte sich an der Entwicklung des REK in einem dreimonatigen Mitwirkungsverfahren zum zuvor präsentierten Entwurf äussern. Zudem begleitete ein Bevölkerungsbeirat die Arbeiten des Projektteams.

Die Kinder- und Jugendpartizipation fokussierte insbesondere auf die erste Phase. Die Anliegen und Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen sollten integral in das →

AUSWAHL AN UNICEF-PUBLIKATIONEN

Ob öffentliche Räume, Sozialräume oder digitale Räume – sie alle sind wichtige Lern- und Entwicklungsräume von Kindern und Jugendlichen. Unicef hat eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die aufzeigen, welche Bedingungen gegeben sein müssen, um bedeutungsvolle Einbindung und Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen und Lebensräume kinderfreundlich zu gestalten. Unter anderem sind dies: Handbuch Planung und Gestaltung von kinderfreundlichen Lebensräumen; Fokuspublikation Kinderfreundlicher Verkehrsraum; Broschüre Partizipation von Kindern und Jugendlichen in Theorie und Praxis; Broschüre Partizipation in der Schule; Broschüre Partizipation: Eine Anleitung für Kinder und Jugendliche; Fallbeispielsammlung: Good-Practice-Beispiele aus Städten und Gemeinden.

Hier können Sie alle Publikationen auf Deutsch, Französisch oder Italienisch bestellen oder herunterladen:



Die «Kinderfreundliche Gemeinde» Kriens lässt die ganze Bevölkerung an ihrer Ortsplanungsrevision mitwirken. In der ersten Phase wurden die strategischen Leitlinien im Räumlichen Entwicklungskonzept (REK) festgelegt.

REK und in die räumliche und bauliche Entwicklung der Stadt Kriens einfließen. Geleitet wurde der Prozess in Zusammenarbeit der mobilen Jugendarbeit der Stadt Kriens und der Fachstelle SpielRaum. Zunächst wurden Workshops in Kindergarten- und Schulklassen sowie eine Online-Umfrage für Jugendliche durchgeführt. Zur Präsentation der erarbeiteten Ideen wurde ein Ideenbüro eingerichtet. Eine Delegation von Kindern und Jugendlichen entwickelte Prototypen für die Gestaltung des öffentlichen Raums und der Gebäude in Kriens. Die Kinder und Jugendlichen präsentierten ihre Prototypen dem Planungsteam. Die Planenden wiederum erläuterten den Kindern und Jugendlichen an einer Ergebniskonferenz, wie ihre Anliegen im REK berücksichtigt werden. Darüber hinaus sammelten und priorisierten die Kinder und Jugendlichen Ideen für Sofortmassnahmen im öffentlichen Raum, welche zeitnah umgesetzt wurden. Auf diese Weise erfuhren die Kinder und Jugendlichen ganz konkret, dass ihre Mitwirkung etwas verändern konnte – ein wichtiger Erfolgsfaktor für wirkungsvolle Partizipation. Wichtige weitere Erfolgsfaktoren des Mitwirkungsprozesses waren die enge Kooperation aller beteiligten Akteure und der Einbezug der auf räumliche Mitwirkungsprozesse spezialisierten Fachstelle SpielRaum.

Partizipation bei Planungs- und Bauvorhaben

Die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen bei allen sie betreffenden Belangen ist in Artikel 12 der Kinderrechtskonvention verankert. Dieses Recht erstreckt sich auf sämtliche Lebensbereiche von Kindern und Jugendlichen. Alle staatlichen Organe sind daher verpflichtet, Kinder und Jugendliche in politische sowie verwaltungstechnische Entscheidungsprozesse einzubeziehen.

Der öffentliche Raum ist ein wesentlicher Teil des direkten Lebensumfelds der Kinder und Jugendlichen. Folglich beeinflussen die Planung und Gestaltung dieses Raums ihr tägliches Leben massgeblich. Die Erfahrungen von Unicef Schweiz und Liechtenstein aus der Initiative «Kinderfreundliche Gemeinde» zeigen, dass Kinder und Jugendliche bei

der Planung und Gestaltung von Räumen, die direkt für sie vorgesehen sind (etwa Pausenplätze, Spielplätze), am ehesten partizipieren können. Hingegen fehlt der Einbezug ihrer Sichtweise bei der Bedarfsanalyse und Planung des gesamten öffentlichen Raums – etwa bei öffentlichen Plätzen, Sportanlagen, Parkanlagen und Grünflächen, Strassen, Kreuzungen oder Parkplätzen – sowie bei strategischen Planungen wie Richtplänen oder Konzepten für den Langsamverkehr.

Vor diesem Hintergrund führte Unicef Schweiz und Liechtenstein in Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) 2025 eine Umfrage zur Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen bei Planungs- und Bauvorhaben durch. Die Ergebnisse sollen aufzeigen, wie sich der Trend zu partizipativen Verfahren im Planungs- und Baubereich auf den Einbezug von Kindern und Jugendlichen auswirkt. Daraus werden Schlussfolgerungen abgeleitet, welche Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Mitwirkung erforderlich sind. Die Publikation der Ergebnisse ist für Frühling 2026 vorgesehen. ■

WIE JUGENDLICHE DIE GEMEINDE WETZIKON ZH MITGESTALTEN

Die Offene Jugendarbeit Wetzikon versteht Partizipation als Ermöglichung von Selbstwirksamkeit und Begegnung auf Augenhöhe. «Junge Menschen sollen erleben, dass ihre Perspektive zählt und Wirkung entfalten kann», sagt Ursina Avula. Gemeinsam mit Roman Scheuber schafft das Team vielfältige Zugänge, damit Jugendliche ihre Anliegen einbringen und ihre Lebenswelt mitgestalten können. In Wetzikon bestehen formelle und informelle Gefässe: Der Jugendvorstoss bringt Anliegen mit fünfzig Unterschriften ins Parlament, der Jugendkredit unterstützt Projekte finanziell. Besonders wirkungsvoll ist das Jugi-Veto im Jugendhaus: Mit sechzig Unterschriften können Jugendliche Anpassungen vorschlagen, etwa bei Kurzzeitmieten. «Dieses Instrument hat grosses Potenzial und soll weiter gestärkt werden», so Scheuber. Im Alltag geschieht Beteiligung über Ideenbörsen, gemeinsame Programmgestaltung, partizipative Regeln, Mitwirkung an Anlässen und Initiativen wie dem «Queertreff». Auch spontane Ideen, Partys oder Workshops finden Platz. Ein prägendes Beispiel: Eine Gruppe junger Erwachsener, die 2024 am Stadtfest mitgearbeitet hatte, engagiert sich heute mit grossem Selbstvertrauen für 2026 weiter. «Sie haben erlebt, dass ihr Einsatz etwas auslöst – das motiviert enorm», sagt Scheuber. Herausfordernd bleiben lange Prozesse und unterschiedliche Geschwindigkeiten zwischen Jugendlichen und Verwaltung. Künftig sollen formelle Mitwirkungsgefässe ausgebaut werden. «Wichtig ist, dass wir uns ständig fragen: Wo können Jugendliche mitreden, und wo hindern wir sie noch?», so Avula.

Von Lukas Vogt (Stiftung Soziokultur Schweiz)

Jardin du Père Léon: Wie ein Garten die Gemeinschaft fördert

In Ardon (VS) gibt es einen ungewöhnlichen Ort: den Jardin du Père Léon. In diesem ganzjährig geöffneten Park kommen Alt und Jung ganz einfach spontan zusammen. Unterschiedliche Aktivitäten fördern Begegnungen, soziale Teilhabe, den Aufbau von Kompetenzen und neue Kontakte. Das Besondere daran: Die Bevölkerung soll sich den Park zu eigen machen, ihn pflegen und mit Leben erfüllen.

Von Anne-Marie Nicole (Artiset)

Bei meinem Besuch an einem Tag im Januar strahlt die Sonne auf das Dorf Ardon im Unterwallis. Im Süden der Gemeinde, nahe beim Skate-Park, dem Pétanque-Platz und anderen Freizeitangeboten befindet sich ein ungewöhnlicher Ort: eine Wiese in der Grösse eines halben Fussballfelds, umsäumt von Föhren und Pappeln. Einige Baumstämme tragen bunte Strickwaren, was den in dieser Jahreszeit kahlen Bäumen einen fröhlichen Touch verleiht. Lichterketten hängen an Drähten, die zwischen Bäumen gespannt sind, und zeugen von den Feiern im Dezember. Zwei Lauben, Bänke in verschiedenen Formen, Holzstämme, Pflanzkübel und eine Hollywoodschaukel mit Eulenkopf teilen sich den Platz.

Demnächst werden Jugendliche aus der Gemeinde zuhinterst ein Tipi aufstellen, da, wo im Winter manchmal Ziegen zum Graseln kommen. Ein

Holzzaun auf einer Seite des Grundstücks ist mehr Dekoration als Abgrenzung. Die beiden Flügel des Tors stehen immer weit offen. Ein Schild heisst die Besucherinnen und Besucher willkommen, und ein schöner Wegweiser aus Holz informiert, dass wir den Jardin du Père Léon betreten.

Wie aus einem Stück Land ein Park wird

Es ist «ein öffentlicher Park besonderer Art, ein blumengeschmückter, einladender Treffpunkt für alle» heisst es in der Zeitung von Ardon, einem knapp 4000 Seelen zählenden Dorf. Die Idee zu einem solchen Ort hatte Charles-André Delaloye, ein ehrenamtlich sehr aktiver Rentner aus Ardon. «Vor ein paar Jahren war es bei einem Turnfest in einem extra dafür aufgestellten Zelt so heiss, dass sich alle ein Stück entfernt im Schatten von Bäumen

wiederfanden und gemeinsam ein Picknick genossen. Ich fand das einfach toll!», erzählt er. «Ich habe mir gesagt, es wäre gut, an diesem Ort einen Treffpunkt zu schaffen, vor allem für die älteren Menschen. Ich sah sie oft beim Spazieren – ohne einladenden Ort für eine kleine Rast.» Er notierte also ein paar Ideen, die dann irgendwo auf dem Computer auf die Verwirklichung warteten.

Generationenübergreifender Anspruch

Charles-André Delaloye stellte sein Projekt im Januar 2024 bei einem Kaffeetreff der ASOA vor. Der kommunale Dienst für soziokulturelle Aktivitäten richtet sich an die gesamte Bevölkerung und hat die Aufgabe, das Zusammenleben und den sozialen Zusammenhalt zu fördern. «Wir wollten die Bedürfnisse und Erwartungen der Seniorinnen und Senioren in der →

«Ich habe mir gesagt, es wäre gut, an diesem Ort einen Treffpunkt zu schaffen, vor allem für die älteren Menschen. Ich sah sie oft beim Spazieren – ohne einladenden Ort für eine kleine Rast.»

**Charles-André Delaloye,
Rentner aus Ardon**

Gemeinde ermitteln und abklären, ob sie Interesse an der Entwicklung gemeinsamer Projekte haben», erläutert Cynthia Epiney, Leiterin des Dienstes.

Charles-André Delaloye stellte seine Idee vor und löste Begeisterung aus. Das zunächst für die ältere Bevölkerung gedachte Projekt nahm sehr rasch

generationenübergreifende Gestalt an. «Wir möchten niemanden ausschliessen», versichert der Rentner. In der Tat: Ältere Menschen kommen heute ebenso gerne an diesen Ort wie Kleinkinder, Familien und Jugendliche. Auf dem Waldsofa, einem Konstrukt aus kreisförmig angeordneten Holzstämmen,

finden sich regelmässig Schülerinnen und Schüler zum Freiluftunterricht direkt in der Natur ein.

Eine von der ASOA angeführte Gruppe Freiwilliger entwarf die Grundzüge des Projekts und ging daran, die Bevölkerung und potenzielle Partner für sich zu gewinnen: Kitas, Schulen, den Seniorenclub und die rund zwanzig ansässigen Unternehmen. Zur Vereinfachung des Unterfangens wurde ein Verein mit einem zehnköpfigen Vorstand und Charles-André Delaloye als Präsidenten gegründet.

Cynthia Epiney führt das Sekretariat. Der Vorstand arbeitete zusammen mit einem lokalen Landschaftsarchitekten einen Gestaltungsplan aus, beantragte bei den kommunalen Behörden, dass ihm das damals brachliegende Grundstück überlassen wird. «Für die Gemeinde lohnt es sich», bestätigt Dominique Burrin, Kassierin des Vereins und Gemeindevizepräsidentin, die für derartige



Auf dem Waldsofa, einem Konstrukt aus kreisförmig angeordneten Holzstämmen, finden sich regelmässig Schülerinnen und Schüler zum Freiluftunterricht direkt in der Natur ein. Foto: Ardon

partizipative und gemeinschaftliche Initiativen besonders offen ist. Der innovative Charakter und der generationenübergreifende Anspruch des Projekts überzeugten die Behörden von Ardon. Vor allem passt es gut zu den Hauptschwerpunkten ihrer Vision 2030: «Wir stärken das Zusammenleben in einem sicheren Umfeld und fördern kulturelle und sportliche Aktivitäten.»

Alle beteiligen sich an der Gestaltung

Die Gemeinde stellte nicht nur den Boden kostenlos zur Verfügung. Gemeindemitarbeitende beschnitten und sicherten auch die Bäume und befestigten einen Zugangsweg für Menschen mit Gehhilfe, im Rollstuhl oder mit Kinderwagen. Am Rand des Areals entstanden Erdhügel, und als Windschutz kommen bald Büsche und Sträucher hinzu. Auch die erforderlichen Arbeiten für die Wasser- und Stromversorgung übernahm die Gemeinde.

Im Frühjahr 2025 mobilisierte der Verein Jardin du Père Léon die Bevölkerung: An gemeinsamen Werk-, Gärtner- und Bautagen wurde das Gelände gestaltet. Bänke, Tische, ein Insektenhotel, Nistkästen und ein Unterschlupf für Igel nahmen dank kompetenten, helfenden Händen von Jung und Alt Gestalt an. «Alles ist aus Altholz», hebt Charles-André Delaloye hervor. Davon ausgenommen sind die beiden Lauben: In einer wird Material aufbewahrt, in der anderen befindet sich eine mit lokaler Unterstützung finanzierte Buvette.

Die Forstverwaltung lieferte die Holzstämmen für das Waldsofa, die zuerst abgeschliffen und dann von den Kindern bemalt wurden. Die Jugendlichen waren zuerst wenig motiviert, hatten aber schliesslich Freude daran, die Erde umzugraben und Gemüse, Blumen und Kräuter zu pflanzen und säen. Angeleitet wurden sie von erfahrenen Seniorinnen. Bei milder Witterung trafen sich die Mitglieder des Handarbeitsclubs im Park, um winterliche Bekleidung für die Bäume zu

stricken und zu häkeln. Sie weihten die Kinder in die Kunst des Strickens und den Umgang mit der Strickliesel ein: Die entstandenen Werke schmückten jetzt die Bäume. Ein Zwetschgenkuchenwettbewerb sorgte bei der Eröffnung des Parks am 21. September, dem Eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag, bei rund 200 Anwesenden für kulinarischen Genuss.

Sich von den Ideen der Menschen leiten lassen

«Im ersten Jahr drehten sich die Aktivitäten hauptsächlich um Bau und Gestaltung des Parks», erläutert Cynthia Epiney. Für sie war es wichtig, ein einladendes Umfeld zu schaffen, vor allem mit Bänken und Tischen, wo man sich treffen, reden, picknicken oder Karten spielen kann. 2026 steht die Neubegegrünung im Mittelpunkt. «Bei unseren Aktivitäten lassen wir uns von den Jahreszeiten leiten.» Und von den Ideen und Wünschen der Menschen. Ein paar Leute aus dem Dorf haben bereits Freizeitaktivitäten vorgeschlagen. Auf Anfrage kann der Park auch für private Feiern genutzt werden. Der Kontakt

mit der Bevölkerung erfolgt über eine Facebook-Seite und eine WhatsApp-Gruppe.

«Es herrscht eine positive Energie», stellt Vorstandsmitglied Rémy Dayer fest. «Mit punktuellen Aktionen und Events können wir das Interesse aufrechterhalten.» Aber: «Vorsicht vor Erschöpfung!», warnt der pensionierte Lehrer. Ab und zu spielt er den *Advocatus diaboli*, denn die Zukunft des Projekts liegt ihm am Herzen. «Wir müssen an den Nachwuchs denken, damit dieses Abenteuer auch weitergeht, wenn sich die derzeitigen Projektinitiatorinnen und -initiatoren zurückziehen.» Ein Tag der Mitglieder – aktuell sind es rund sechzig – ist eine von verschiedenen Ideen, um den Zusammenhalt rund um den Jardin du Père Léon weiter zu stärken. Warum eigentlich «Père Léon»? «Léon ist das Anagramm von Noël, und im Dezember wird es der Park von Père Noël, dem Weihnachtsmann», erklärt Charles-André Delaloye. Klar! Rein zufällig heisst das jüngste Vereinsmitglied übrigens Léon und wurde 2025 genau gegenüber vom Park geboren. ■

STIFTUNG HOPP-LA: BEWEGUNG FÜR ALLE IM ÖFFENTLICHEN RAUM

Ziel der 2014 gegründeten Stiftung Hopp-la ist es, körperliche Aktivität und Generationenbeziehungen in der gesamten Schweiz zu fördern. Dazu berät, begleitet und unterstützt sie Gemeinden, Städte, Vereine und Bürgerorganisationen bei der Gestaltung von Spielplätzen, Parks und anderen öffentlichen Räumen von der Planung bis zu den angebotenen Aktivitäten. Mit diesen Orten, die zu körperlicher Aktivität anregen und Jung und Alt offenstehen, möchte die Stiftung den sozialen Zusammenhalt stärken und zugleich einen wichtigen Beitrag zur Gesundheitsförderung leisten. Sie betrachtet diese Begegnungen junger und älterer Menschen als Möglichkeiten für Dialog, gegenseitiges Verständnis und Generationensolidarität.

Ob in einem Park, einer Schule, einem Heim, im Wald, bei einem Event oder einem generationenverbindenden Parcours: Das Angebot ist umfangreich und vielfältig. Der von der Stiftung Hopp-la entwickelte partizipative, generationenverbindende Ansatz bietet für Senioren und die Kinder viele Vorteile: bessere körperliche und psychische Gesundheit, höhere Lebensqualität, reduziertes Sturzrisiko, verbesserte Mobilität und mehr Selbstständigkeit von Menschen im Alter sowie eine positive Entwicklung der Kinder.

Die Stiftung Hopp-la verfügt über zehn Jahre Erfahrung und hat rund vierzig Aussenraumprojekte begleitet. Sie hat nicht nur die Grundlagen erarbeitet, sondern für Projektträger auch Leitfäden zur Umsetzung generationenverbindender körperlicher Aktivitäten im Rahmen partizipativer Prozesse erstellt.

→ hopp-la.ch

«Der Einbezug von Menschen mit Behinderungen ist unerlässlich»

Das vierjährige Projekt «Stadt für alle» hat Uster im Kanton Zürich zu einer Inklusionsstadt gemacht. Nicht ganz, sagt Karin Huber, Leiterin der Fachstelle Gleichstellung von Menschen mit Behinderung, aber das Bewusstsein für Inklusion ist gestiegen. Vor allem in der Stadtverwaltung hat das Projekt die Mitarbeitenden sensibilisiert. Vieles wurde seither nachhaltig umgesetzt.

Interview: Jenny Nerlich (Artiset)

Frau Huber*, ist Uster heute eine Stadt für alle?

In der Theorie ja. Aber in der Praxis stossen Menschen mit Behinderungen immer noch auf viele Barrieren und werden oft diskriminiert.

Welche Barrieren sind das?

Es gibt zunächst physische Barrieren. Zum Beispiel haben viele Geschäfte und Restaurants keinen barrierefreien Zugang. Oder es gibt häufig keine barrierefreien Toiletten.

Wie wollen Sie diese Barrieren beheben?

Wir haben auf der Website der Stadtverwaltung einen Barriemelder. Dort können alle Barrieren melden, zum Beispiel, wenn eine Bordsteinkante zu hoch ist oder wenn eine Rampe fehlt. Ich versuche diese Probleme anzugehen, indem ich mit den Kolleginnen und Kollegen der Bauabteilung über barrierefreie Baumassnahmen spreche.

Funktioniert das?

Ja, das funktioniert gut. Zum Beispiel wurde letztes Jahr im Gebäude der Stadtverwaltung eine Rampe eingebaut. Dieses Jahr wird ein Lift eingebaut,

der über eine Sprachausgabe verfügt und über Tasten mit der Blindenschrift Braille.

Ein Ziel des Projekts war, Abstimmungs- und Wahlunterlagen in Einfacher Sprache zu verfassen. Ist das Ziel erreicht?

Heute ist zumindest eine Zusammenfassung der Abstimmungsunterlagen in Einfacher Sprache verfasst.

Reicht eine Zusammenfassung, damit ich mir eine umfassende Meinung bilden kann?

Ich denke, das hängt vom Thema der Abstimmung ab. Von fachlicher Seite höre ich oft den Einwand, dass bestimmte Fachausdrücke oder Zusammenhänge nicht in Einfacher Sprache beschrieben werden können. Grundsätzlich denke ich aber, dass das Bewusstsein für Einfache Sprache beim Verfassen der Abstimmungsunterlagen gestiegen ist. Wir bieten Kurse an, in denen die Mitarbeitenden die Einfache Sprache lernen können.

Aber Wahlunterlagen in Einfacher Sprache schliessen Menschen aus, die Texte in Leichter

Sprache besser verstehen können.

Ja, das stimmt. Im Rahmen des Projekts «Stadt für alle» wurden Wahlunterlagen in Leichter Sprache umgesetzt. Aber leider wurde das nicht weitergeführt. Es war zu aufwendig und zu kostenintensiv. Es ist ein Ressourcenproblem.

Wie steht es um die Ressourcen?

Das vierjährige Projekt war mit vielen Ressourcen ausgestattet. Zum Beispiel gab es die Stelle der Projektkoordinatorin mit achtzig Stellenprozenten. Jetzt haben wir eine Fachstelle mit vierzig Stellenprozenten. Das ist immer noch wenig, vor allem, wenn wir weitere Massnahmen nachhaltig umsetzen wollen. Mit wenig Ressourcen kommt man langsamer vorwärts.

Sie haben während des Projekts bemerkt, dass private Vermieter und Vereine für inklusive Veränderungen wenig bereit waren. Stehen die Privaten der Inklusion im Weg?

Ein Teil des Problems ist, dass das Behindertengleichstellungsgesetz die Privaten zu wenig in die Pflicht nimmt.

Wir können private Vermieter nicht verpflichten, barrierefreie und bezahlbare Wohnungen zu bauen. Allerdings hat die Stadt Uster vor Kurzem das Baurecht an eine Wohnbaugenossenschaft vergeben, die auch für Menschen mit Behinderungen Wohnungen bauen will. Auf diesem Weg sind Veränderungen möglich.

Und wie schaut es bei den Vereinen aus?

Auch bei den Vereinen ist das Bewusstsein für Inklusion gestiegen. Der Judo-Club in Uster bietet Trainings auch für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen an. Neu steht in den Richtlinien der Kulturförderung, dass inklusive Projekte gefördert werden sollen. Die Gesuchsteller bekommen ein Merkblatt, auf dem steht, wie sie Veranstaltungen barrierefreier machen können.

Am Ende des Projekts haben Sie die Projektteilnehmenden mit Behinderungen befragt. Sind Menschen mit Behinderungen heute aktiver in Projektentscheidungen eingebunden?

Leider nicht so, wie es sich die Betroffenen gewünscht haben. Aber wir haben seit 2022 die Kommission für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen. Die Mitglieder haben kein Mitspracherecht, aber sie haben eine beratende Funktion.

Warum haben sie kein Mitspracherecht?

Entscheidungen werden oft von Regierung und Politik getroffen. Der Stadtrat gibt das Thema vor, und die Verwaltung setzt es um.

Ein Ziel des Projekts war, mehr Menschen mit Behinderungen in der Stadtverwaltung anzustellen. Ist das gelungen?

In der Bibliothek und im Archiv gibt es schon lange inklusive Arbeitsplätze. Auch sonst sollen mehr Menschen mit Behinderungen in der Stadtverwaltung arbeiten können. Dafür gibt es einen Indikator, der die Anzahl der

«Ich finde, wenn wir wirklich inklusiv wären, dann wäre es vorstellbar, dass das Gegenüber eine Behinderung hat.»

Karin Huber



Mitarbeitenden mit Behinderungen erfasst. Fünf Prozent der neu angestellten Mitarbeitenden sollen Behinderungen haben. In Stellenausschreibungen gibt es den Hinweis, dass die Arbeitsplätze in der Stadtverwaltung barrierefrei sind. Aber die Gleichstellung misst sich daran, dass Menschen mit Behinderungen auch in Führungspositionen und Leitungsgremien sitzen. Das ist in Uster noch nicht ganz der Fall.

Warum stellt man nicht einen Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin mit Behinderungen in Ihrer Fachstelle an?

Das ist mit mir bereits umgesetzt. Ich bin praktisch blind.

(Überrascht) Oh, das habe ich nicht bemerkt.

Ja, bei einem Onlinemeeting merkt man das nicht. Aber wenn Sie zu mir ins Büro gekommen wären, hätten Sie bemerkt, dass ich blind bin. Ich finde, wenn wir wirklich inklusiv wären, dann wäre es vorstellbar, dass das Gegenüber eine Behinderung hat.

Würden Sie sagen, dass das Projekt das Denken und Handeln verändert hat?

Ich denke, in der Stadtverwaltung hat das Projekt die Mitarbeitenden sensi-

bilisiert. Vieles wurde seither nachhaltig umgesetzt. Zum Beispiel gab es letztes Jahr eine Veranstaltung mit Übersetzung in Gebärdensprache. Jetzt sollen mehr öffentliche Veranstaltungen in Gebärdensprache übersetzt werden. Solche Ideen werden von Mitarbeitenden an mich herangetragen. An diesen Beispielen merke ich, dass das Interesse und das Bewusstsein für Inklusion grösser sind als früher.

Was raten Sie anderen Städten, die auch Inklusionsstädte werden wollen?

Ich rate, genügend Ressourcen einzuplanen. Ein guter Start wäre eine Beratung, zum Beispiel von Sensability. Dort erfährt man, was eine Inklusionsstadt ausmacht. Der Einbezug von Menschen mit Behinderungen ist unerlässlich. Ohne sie geht es nicht, weil Menschen mit Behinderungen wissen, auf welche Barrieren sie im Alltag stossen. ■

* Karin Huber (50) ist Juristin und seit 2024 die Leiterin der Fachstelle Gleichstellung von Menschen mit Behinderung der Stadt Uster. Sie war in der Begleitgruppe des Projekts «Stadt für alle». Sie ist seit Geburt sehbehindert und engagiert sich für Inklusion und Gleichstellung. Sie lebt mit ihrer Familie in Uster.

Teilhabe von älteren Menschen in Genfer Gemeinden fördern

Im Kanton Genf hat die Plattform Seniorennetzwerk Genf Empfehlungen für die Gemeinden veröffentlicht, um denjenigen Gehör zu verschaffen, die Tag für Tag an vorderster Front mit Menschen im Alter arbeiten. Die Empfehlungen sind das Ergebnis eines breit angelegten partizipativen Prozesses und zielen darauf ab, die Lebensqualität von Senioren sowie ihre Teilhabe am lokalen Leben konkret zu verbessern.

Von Anne-Marie Nicole (Artiset)

Im Juni 2025 nahmen die frisch gewählten Gemeindeparlamente in den 45 Gemeinden des Kantons Genf ihre Arbeit für die neue fünfjährige Legislaturperiode auf. Diesen Zeitpunkt nutzte die Plattform Seniorennetzwerk Genf (Plateforme du réseau seniors Genève) für die Bekanntmachung ihrer vierseitigen Publikation «Recommandations aux communes genevoises». Dabei handelt es sich um 15 Empfehlungen und rund 20 Handlungsvorschläge für Genfer Gemeinden. Erklärter Zweck der Initiative: «Gewährleistung eines gleichberechtigten Zugangs sowie von Leistungen, die an die Lebensrealität und die Bedürfnisse von Seniorinnen und Senioren angepasst sind – unabhängig von ihrer sozialen Situation und ihrem Wohnort.»

Das Dokument ist das Ergebnis eines partizipativen und kollaborativen Prozesses, an dem fast hundert Vereine, Institutionen und Organisationen teilgenommen haben. Sie alle sind Mitglieder der Plattform und vertreten einen Grossteil der über 65-Jährigen im Kanton. Sie haben ihre Kompetenzen, Erfahrungen und Praxiskenntnisse gebündelt, um die Erwartungen der Seniorinnen und Senioren in Erfahrung zu bringen und gezielt an die Gemeinden heranzutragen.



Fünf grosse Handlungsfelder

Die formulierten Empfehlungen, jeweils gefolgt von konkreten Umsetzungsideen, drehen sich um fünf Schwerpunkte: Koordination der Politik zwischen Gemeinden und Kanton, Förderung der Teilhabe von Seniorinnen in allen Bereichen des sozialen Lebens, Bekämpfung der sozialen Isolation von Seniorinnen, Unterstützung der älteren Menschen bei alltäglichen Aufgaben sowie Information über bestehende Leistungen. Damit knüpft die Plattform an ihr im Januar 2023 veröffentlichtes Weissbuch an – eine Art Fahrplan, der ebenfalls aus einem partizipativen und kollaborativen Prozess hervorgegangen ist und Denkanstösse für eine bereichsübergreifende und koordinierte kantonale Alterspolitik lieferte.

Die fünf Schwerpunkte der Empfehlungen für die Gemeinden beziehen sich auf die fünf bürgernahen Aufgaben, die den Gemeinden durch das Rahmengesetz von 2017 über die Aufgabenteilung zwischen Gemeinden und Kanton (LRT) in seinen Bestimmungen zur Alterspolitik übertragen wurden. «Wir haben das Rad nicht neu erfunden. In erster Linie haben wir Aufklärungsarbeit geleistet und die im Gesetz ohne weitere Details aufgeführten Aufgaben und Kompetenzen konkretisiert, wie etwa die soziale Begleitung und die bürgernahe Information», erklärt Irina Ionita, Generalsekretärin der Plattform Seniorennetzwerk Genf. Sie fügt hinzu, dass die Vorschläge im vierseitigen Dokument konstruktiv und realistisch gedacht sind, also nahe an der Praxis vor Ort und am Alltag der älteren Menschen. Gleichzeitig sind sie aber auch ambitioniert, ohne den Gemeinden zusätzliche Aufgaben aufzubürden.

DIE PLATTFORM SENIORENNETZWERK

Die 2005 gegründete Plattform Seniorennetzwerk Genf zählt fast hundert Mitgliedsverbände und beobachtende Institutionen. Sie arbeitet eng mit öffentlichen Institutionen, mit kantonalen und kommunalen Stellen sowie mit akademischen Kreisen zusammen. Sie versteht sich als Plattform für den Austausch und für Vorschläge, um die Bedürfnisse von Seniorinnen und Senioren vorausschauend zu erkennen, die Lebensrealitäten und Bedürfnisse vor Ort an die zuständigen Stellen heranzutragen und die Entwicklung der Seniorenpolitik zu begleiten. Dabei setzt sie vor allem auf die kollektive und partizipative Zusammenarbeit mit ihren Mitgliedern. So hat sie bereits mehr als fünfzehn Publikationen zu verschiedenen Themen in Verbindung mit der Lebensqualität und der sozialen Teilhabe von Seniorinnen und Senioren veröffentlicht.

→ plateformeseniors.ch

Positive Aufnahme in den Gemeinden

Irina Ionita räumt ein, dass manche Gemeinden bereits sehr viel leisten, ohne dass dies immer explizit als Massnahme für Seniorinnen und Senioren deklariert wird. Gleichzeitig stellt sie fest, dass in Bezug auf ihre Politik, ihre Überlegungen und die aufgewendeten Mittel für Menschen im Alter bei Weitem nicht alle Gemeinden auf dem gleichen Niveau sind. «Wir verlangen von einer kleinen Gemeinde mit einem eher bescheidenen Budget nicht dasselbe wie von den grossen. Man darf aber die Lebensqualität von Senioren nicht vernachlässigen, nur weil sie in dieser und nicht in jener Gemeinde wohnen.»

Das Dokument wurde breit verteilt – nicht nur an politische Stellen, sondern auch an Kommunalverwaltungen – und in der Regel äusserst positiv aufgenommen. So beispielsweise auch in Bardonnex, einer Gemeinde im Süden des Kantons, zu der fünf Dörfer mit insgesamt fast 2500 Einwohnern gehören. «Das Dokument ist prägnant und pragmatisch», lobt Béatrice Guex-Crosier, die für das Ressort Soziales zuständige Gemeinderätin. Zwar gibt es ihr zufolge in der Gemeinde trotz bescheidenen Mitteln bereits →

Die Gemeinden haben eine wichtige Rolle, um die soziale Teilhabe und die Lebensqualität älterer Menschen zu verbessern. Ein breit abgestütztes Netzwerk im Kanton Genf hat deshalb Empfehlungen an alle Gemeindeparlamente verschickt.

Foto: Symbolbild/Adobe Stock



unicef



Kinder-
freundliche
Gemeinde

© UNICEF/Chris Reist

Stärken auch Sie die Kinderrechte in Ihrer Gemeinde.

UNICEF begleitet Sie auf diesem Weg.

Mehr
Infos



kinderfreundlichegemeinde.ch

Wenn Einsamkeit die einzige Gesellschaft ist.

Wir helfen
Dank Ihrer Spende.
Merci.



TWINT QR-Code scannen (links) oder

Postkonto 15-703233-7

IBAN CH67 0900 0000 1570 3233 7

www.prosenectute.ch



**PRO
SENECTUTE**
GEMEINSAM STÄRKER

eine ansehnliche Palette an Aktivitäten und Leistungen für Seniorinnen und Senioren. Dennoch sieht sie die Empfehlungen als Inspirationsquelle für künftige Massnahmen.

Im nahen Troinex, einer Gemeinde mit 3200 Einwohnern, hat Grégoire Odier die Empfehlungen mit grossem Interesse zur Kenntnis genommen. Der junge, frisch gewählte Gemeinderat ist für den sozialen Zusammenhalt zuständig. Beim Sichten der Handlungsvorschläge stellte er erfreut fest, dass seine Gemeinde in den Bereichen soziale Teilhabe, Mobilität und Zugänglichkeit der öffentlichen Infrastruktur und Information bereits viel unternimmt. Dazu merkt er an, dass die Website der Gemeinde derzeit komplett neu gestaltet wird, um den Zugang zu Informationen zu erleichtern.

Der Seniorenrat – ein wichtiger Impulsgeber

Mit Blick auf die Empfehlungen kann sich Grégoire Odier gut vorstellen, gewisse Vorschläge umzusetzen, insbesondere zur Stärkung der generationenübergreifenden Aktivitäten. Dabei kann er auf die Unterstützung des Seniorenrats (Conseil des Anciens) von Troinex zählen. Bei dieser Instanz handelt es sich um ein apolitisches Reflexions- und Beratungsgremium, dessen Mitglieder zu Beginn der Legislaturperiode vom Gemeindeparlament gewählt werden. Der Seniorenrat wurde vor mehr als 30 Jahren ins Leben gerufen und besteht aus 17 Mitgliedern mit einem Durchschnittsalter von 77 Jahren, die früher in den Bereichen Gesundheit, Bildung, Informatik, Verwaltung und zahlreichen weiteren

«Wir verlangen von einer kleinen Gemeinde mit einem eher bescheidenen Budget nicht dasselbe wie von den grossen. Man darf aber die Lebensqualität von Senioren nicht vernachlässigen, nur weil sie in dieser und nicht in jener Gemeinde wohnen.»

**Irina Ionita,
Generalsekretärin der Plattform
Seniorennetzwerk Genf**

Berufsfeldern tätig waren. «Durch seine gebündelten Kompetenzen und Erfahrungen ist er Impulsgeber, Unterstützer und Vermittler zugleich», betont Janine Berberat, Präsidentin des Seniorenrats. Er kann von der Gemeinde beauftragt werden, Empfehlungen abzugeben, zu Fragen von Interesse für Seniorinnen und Senioren Stellung zu nehmen oder an der Entwicklung von Projekten mitzuwirken. Als eines von

vielen Beispielen für die Initiativen des Rats nennt Janine Berberat die von Informatikern oder Lehrkräften im Ruhestand geleiteten Informatik-Workshops für Senioren in der Gemeinde.

Grégoire Odier wird also gerne die Unterstützung des Seniorenrats in Anspruch nehmen, um die Bedürfnisse und Erwartungen der älteren Menschen besser zu verstehen und die Kommunikation mit ihnen zu optimieren. «Der Wille zur Umsetzung neuer Vorschläge ist auf jeden Fall da», versichert er. «Das wird aber noch ein bisschen Zeit in Anspruch nehmen.»

Diese Zeit wird die Plattform Seniorennetzwerk Genf den Gemeinden auch zugestehen, bevor sie wohl vor den nächsten kantonalen Wahlen Bilanz über die umgesetzten Massnahmen zieht. ■

DAS NETZWERK ALTERSFREUNDLICHE GEMEINDE

Im Jahr 2021 rief die Weltgesundheitsorganisation WHO die Dekade des gesunden Alterns aus. In diesem Zusammenhang engagierte sich Gerontologie CH, der nationale Fachverband für Berufsleute im Altersbereich, noch mehr für das Wohlbefinden und die soziale Teilhabe von Menschen im Alter und schuf die Fachstelle altersfreundliche Gemeinde, die das gleichnamige Netzwerk koordiniert. Sie soll Gemeinden beraten und begleiten, die den Bedürfnissen von Seniorinnen und Senioren mehr Aufmerksamkeit schenken möchten.

Vor Kurzem hat Gerontologie CH gestützt auf das von der WHO entwickelte Konzept «altersfreundliche Städte und Gemeinden» den Wegweiser «Altersfreundliche Gemeinde» veröffentlicht. Er soll die lokalen Behörden dabei unterstützen, ein lebenswertes Umfeld für Menschen im Alter zu schaffen. Ziel ist, die Kompetenzen im Bereich Partizipation und Alterspolitik in den Gemeinden zu erhöhen, die Akteure zu vernetzen und die Ressourcen der Bevölkerung zu nutzen. Um das Ziel zu erreichen, schlägt der Wegweiser ein Vorgehen in fünf Schritten vor: die kommunalen Rahmenbedingungen verbessern, die Zusammenarbeit fördern, die älteren Menschen besser erreichen, das Umfeld gemeinsam mit den Betroffenen analysieren und die beschlossenen Massnahmen umsetzen.

Der Wegweiser ist auf der Plattform altersfreundliche-gemeinde.ch verfügbar. Die Website bietet zudem einen Check zur Beurteilung der Altersfreundlichkeit der Gemeinde, Beispiele für Best Practices sowie Informationen und Aktuelles.

→ altersfreundliche-gemeinde.ch

Caring Communities vernetzen im ländlichen Raum

Die Caring Community «Kilchhöri» macht Angebote im ländlichen Raum sichtbar und ist lokal verankert. Ihr Netzwerk verbindet kirchliche und säkulare Organisationen, Vereine sowie engagierte Einzelpersonen. Der Verein «emMENTAL» vereint mit seinem Netzwerk Fachleute, Betroffene und Angehörige, um Hilfesuchenden einen unkomplizierten Zugang zu Unterstützungsangeboten zu ermöglichen.

Von Miriam Deuble und Omid Bahrapour (im Auftrag von Diakonie Schweiz)

Der Name «Kilchhöri» sagt es schon: Die Kirche steht hier in der Mitte. Nicht mitten im Dorf, sondern inmitten einer breit gestreuten Besiedlung mit Dörfern, Weilern und Höfen. Das Verbindende zwischen den Menschen in dieser ländlichen Streuung ist die Kirche, denn die Kirchgemeinde Ferenbalm ist noch eine mittelalterliche Kilchhöri: Alles im Umkreis einer Stunde Fussmarsch gehört dazu (höri = Stunde). Diese geografische Definition führt dazu, dass die Kirchgemeinde Ferenbalm und damit auch das Projekt «Kilchhöri» die Kantonsgrenze zwischen Bern und Freiburg überschreitet. Unter diesen Bedingungen ist es naheliegend, dass die Initiative für das Projekt von der Kirchgemeinde ausgeht. Die Kirchgemeinde stellt dazu ihre Räume und Ressourcen zur Verfügung; das Projekt wird zudem durch die reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn unterstützt sowie aus deren Erprobungsfonds «Kirche in Bewegung» mitfinanziert.

Menschen und Ressourcen zusammenbringen

Die Hauptaufgabe des Projekts Kilchhöri ist es, die verstreut vorhandenen Angebote zu sammeln, sichtbar zu machen und zu vernetzen. Ziel sei es gewesen, so Projektleiterin Pfarrerin Katrin Bardet, «nichts Neues zu erfinden, sondern bestehende Angebote in der Region sichtbar zu machen und so Menschen und Ressourcen miteinander zu vernetzen». Das Wissen voneinander ist die Grundvoraussetzung, damit Austausch stattfinden kann, Synergien genutzt und Ressourcen geteilt werden können.

Um diese Ziele zu erreichen, hat das Projektteam verschiedene Gefässe geschaffen: eine Website und Broschüren, um die Angebote sichtbar zu machen; regelmässige Netzwerktreffen, um sich kennenzulernen, Bedürfnisse zu klären und sich zu vernetzen.

Das Projektteam steht in einem regelmässigen Fachaustausch mit der Berner Fachhochschule sowie mit

weiteren Akteuren und Akteurinnen von Caring Communities.

Mehr als 40 Netzwerkpartner sind auf der Plattform präsent

Auf einer vom Projekt neu geschaffenen Website können Vereine, Organisationen und Privatpersonen sich und ihre Angebote vorstellen und ihre Anlässe und Termine auf einer Agenda kommunizieren. Derzeit nehmen mehr als vierzig Netzwerkpartner diese Möglichkeit in Anspruch. Für Menschen, die mit der Onlinewelt nicht vertraut sind, erscheint regelmässig eine gedruckte Broschüre mit den wichtigsten Hilfsangeboten und Anlässen. Dazu gehören Fahrdienste, Begleitungen, Alltagshilfen und gesellige Anlässe wie Mittagstische oder Sonntagskaffee – alles getragen von freiwilligem Engagement.

Vernetzung funktioniert nur, wenn man sich persönlich kennenlernt. Jährlich finden zwei Netzwerktreffen statt, zu denen alle Interessierten eingeladen

sind. Nebst Projektinformationen bestehen die Treffen aus einem fachlichen Teil (Referat, Worldcafé) und natürlich aus Austausch. Das beginnt bei einfachen Dingen wie der Koordination von Anlässen. Durch bessere Koordination lassen sich Terminballungen – etwa bei Jahreskonzerten – und unnötige Doppelspurigkeiten bei aufwendigen Anlässen vermeiden. Es kommen aber auch gewichtigere Probleme auf den Tisch. Fehlende Übungsräume für Musik und Samariter zum Beispiel – oder personelle Ressourcen für die Kinderspielgruppe.

Neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit entdecken

«Kilchhöri» versteht sich als Ermöglicherin, nicht als Macherin. Das Projekt schafft keine neuen Hilfsangebote, sondern vernetzt bestehende. Die Menschen in den Dörfern, Weilern und Höfen werden direkt angesprochen und einbezogen mit dem, was sie tun und leben. Und mit dem, was sie brauchen und wünschen. Auch hier

ist es nicht das Projekt, das zuhört und umsetzt. Es sind die anderen Menschen, im Nachbardorf vielleicht, oder auch etwas weiter weg. Man lernt sich kennen, staunt übereinander, freut sich über Gemeinsamkeiten und entdeckt neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit.

So wächst mit «Kilchhöri» ein Netzwerk aus der Basis heraus und wird – so das etwas weiter gesteckte Ziel des Projekts – eines Tages autonom, sich selbst organisierend, vom Gemeinwesen getragen und breit abgestützt funktionieren. Ein erster Schritt ist getan. So sind spontan aus der Basis heraus eben gerade zwei Kilchhöri-WhatsApp-Gruppen entstanden: «verschenken/tauschen» und «Angebote/Anlässe». Ein erstes Zeugnis dafür, dass es funktionieren könnte.

Aus dem Schatten ins Licht: «emMENTAL»

Ein ähnlicher Caring-Community-Ansatz liegt auch einem zweiten Projekt im Emmental zugrunde – dort mit

dem Fokus auf psychische Gesundheit. Der Impuls ging von einer Studie der Universität Bern aus dem Jahr 2022 aus, wonach sich die psychische Gesundheit von jungen Erwachsenen deutlich verschlechtert hat. Manuela Grossmann, zu dieser Zeit Pfarrerin in Langnau, wollte gegen diesen Trend etwas unternehmen und wurde aktiv. In Zusammenarbeit mit den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn organisierte sie insgesamt sechs Ensa-Kurse in Erster Hilfe für Psychische Gesundheit. Diese fanden so grossen Anklang, dass Manuela Grossmann beschloss, sich weiter zu vernetzen und ein Caring-Community-Projekt zu entwickeln. Austausch, Wissen und Engagement rund um dieses Thema sollen so gefördert werden.

Im Oktober 2025 entstand der Verein «emMENTAL – Netzwerk psychische Gesundheit». Sein Ziel: Im Emmental offen über psychische Gesundheit sprechen, Tabus brechen, neue Initiativen anstossen und Hilfesuchenden schnell den Zugang zu →



Projektleiterin und Pfarrerin
Katrin Bardet im Austausch –
anlässlich eines Netzwerktreffens. Foto: Tom Kaffka

«Kilchhöri» versteht sich als Ermöglicherin. Das Projekt schafft keine neuen Hilfsangebote, sondern vernetzt bestehende. Die Menschen in den Dörfern, Weilern und Höfen werden direkt angesprochen und einbezogen mit dem, was sie tun und leben. Und mit dem, was sie brauchen und wünschen.

allen verfügbaren Angeboten vermitteln. «Gerade in ländlichen Gebieten wird noch zu wenig über psychische Gesundheit gesprochen», betonte Manuela Grossmann, die Co-Präsidentin des Vereins. Bei der Gründung traten 27 Einzelpersonen sowie eine Organisation dem Verein bei. Finanziell unterstützt wird das Projekt ebenfalls aus dem Erprobungsfonds der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn sowie von der Stiftung Fondia. Zudem mandatierten die Reformierten Kirchen Refbejus eine Fachperson von der Berner Fachhochschule, die beim Aufbau der Caring Community und der Vereinsgründung begleitend mitwirkte.

Fachleute, Peers und Betroffene vereint

Das entstandene Netzwerk stützt sich auf Fachpersonen aus der psychiatrischen Pflege, Therapie sowie Pfarrpersonen. Die Berner Fachhochschule begleitet das Projekt wissenschaftlich. Zentral ist der Einbezug von Menschen, die als Betroffene oder Angehörige Erfahrung mit psychischen Erkrankungen haben – sogenannte Peers. Zu diesen gehört Sarina Wälti, die zweite Co-Präsidentin des Vereins. «Wir können mit unseren Erfahrungen abdecken, was andere nicht können», erklärte sie bei der Vorstellung des

Vereins. Der Peer-Ansatz schafft Vertrauen, reduziert Scham und zeigt auf sehr praktische Art, dass psychische Belastungen überwindbar sind. Alle Beteiligten kommunizieren dabei auf Augenhöhe.

Niederschwellige und nahbare Angebote

Die Angebote, die der Verein auf einer Plattform bündelt, sind bewusst nahbar und niederschwellig. Ein Erzählspaziergang richtet sich an Angehörige von Menschen mit psychischen Belastungen. Wie der Name verrät, geht es dabei nicht in erster Linie um Information oder Beratung – sondern einfach darum, dass jemand zuhört.

Ähnliches gilt für das monatliche Treffen «Gemeinsam statt einsam», welches auch Präventionsarbeit leistet. Zwei Personen aus dem Netzwerk setzen sich jeweils am letzten Freitag im Monat diskret an einen Tisch in der Café-Bar Käpt'n Holger in Langnau. Alle, die einen Abend in Gesellschaft verbringen möchten und Kontakte suchen, sind eingeladen, sich zu ihnen zu setzen – eine Anmeldung ist dafür nicht nötig.

Die Website des Vereins soll auch auf die bestehenden Angebote aufmerksam machen, die die Bevölkerung oft gar nicht kennt. Sie habe selbst erst während des Klinikaufenthalts von

der spezialisierten Psychiatrie-Spitex erfahren, sagte Co-Präsidentin Sarina Wälti an der Medienveranstaltung zur Vereinsgründung. Die psychiatrische Spitex orientiert sich strukturell an den klassischen Spitex-Angeboten, die sich vor allem um die körperliche Pflege kümmern. Der Unterschied liegt in der diskreten Ausgestaltung der Betreuung.

Kirchgemeindehaus Langnau: Start eines Walk-ins

Neu hinzu kam beim Verein «emMENTAL» im Januar ein Walk-in-Angebot, das sich an Menschen richtet, die kurzfristig und niederschwellig Unterstützung oder Beratung vor Ort suchen. Im Kirchgemeindehaus in Langnau ist jeden zweiten Dienstag ein Team aus Fachpersonen, Pfarrpersonen und Peers anwesend, um zuzuhören und zu beraten. Auch hier ist keine Anmeldung nötig; Name und Wohnort müssen nicht angegeben werden. Die Hemmschwelle soll auf ein Minimum reduziert werden.

Der Verein hat seit Oktober viel positive Resonanz erlebt. Bei einem Vernetzungsanlass trafen sich bereits vor dem offiziellen Gründungsakt 50 Interessierte. Alle Einsätze der ersten Monate sind durch Freiwillige aus dem Verein abgedeckt. «Es ist beeindruckend, wie viele Menschen mithelfen wollen», sagt Sarina Wälti. Dabei entstehen auch neue Ideen. Als Nächstes will der Verein eine Koordinationsstelle einrichten, um Angebote noch besser zu bündeln. ■

Weitere Infos:

→ Kilchhoeri.ch

→ emmental-netzwerk-psychische-gesundheit.ch

Die Zukunft
ist offen.
Wir bereiten
Sie darauf
vor.



Fachkurse, Lehrgänge und
Inhouse-Weiterbildungen

- Führung / Management
- Sozial- und
Kindheitspädagogik
- Pflege und Betreuung
- Gastronomie/
Hauswirtschaft
- Selbst- und
Sozialkompetenz

Weiterbildung



Weil erstklassige
Bildung wirkt.
artisetbildung.ch

ARTISET
Bildung



Weiterbildung

Wirksam und praxisnah

Klinische Kompetenzen in
Gerontologischer Pflege

- 06.05.26 Selbstmanagement fördern
in Gerontologischer Pflege
- 12.05.26 Phytotherapie und Aromapflege
- 15.06.26 Klinisches Assessment und
körperliche Untersuchung
- 03.09.26 Pflege von Menschen
mit Demenz

Mehr Infos:
zhaw.ch/gesundheit/weiterbildung



Schulheim Effingen – RedLine im Einsatz



Schafft Perspektiven.

Das Schulheim Effingen ist mit seinen 75 Mitarbeitenden ein Schul- und Wohnheim für normalbegabte Kinder und Jugendliche mit sozioemotionalen Beeinträchtigungen, die im schulischen, familiären oder sozialen Umfeld stark belastet sind.

In der heiminternen Sonderschule wird in überschaubaren Klassen unterrichtet, wobei heilpädagogische und therapeutische Ansätze Lernen, Selbstwert und Beziehungsfähigkeit gezielt fördern.

Zum Angebot gehören ganzjährig während 365 Tagen betreute Wohngruppen in der ländlichen Umgebung des aargauischen Fricktals. Wir führen die Jugendlichen schrittweise an ein selbstständigeres Leben heran. Ergänzende therapeutische, erlebnis- und freizeitpädagogische Angebote – darunter auch tiergestützte Interventionen – unterstützen die 44 jungen Menschen dabei, ihre sozialen Kompetenzen zu erweitern und neue Lebensperspektiven zu entwickeln.

RedLine[®]
Software

redline-software.ch

RedLine Software GmbH · 9000 St. Gallen
+41 71 220 35 41 · info@redline-software.ch

Mehr Informationen:



ARTISET Securit

ARTISET Securit ist die Lösung für die Mitglieder von CURAVIVA, INSOS und YOUVITA mit:
Beratung, Informationen und Schulungen.

ARTISET Securit ist:

- **einfach** – dank der Online-Plattform asa-control leicht umzusetzen.
- **günstig** – minimiert Ihren Arbeitsaufwand für die Umsetzung der EKAS-Richtlinie 6508.
- **integrierbar** – als eigenständige Arbeitssicherheitslösung einzusetzen oder in ein bestehendes QMS zu integrieren.
- **umfassend** – ein Gesamtpaket mit Plattform, Aus- und Weiterbildungen, Audits, Updates, Beratung.
- **professionell** – Fachspezialist:innen für Arbeitssicherheit und Arbeitsschutz sind für Sie da.
- **national** – alle Schulungen und Dokumente sind auf Deutsch und Französisch verfügbar.



Die Branchenlösung für Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz



Mehr erfahren

ARTISET Föderation der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf

CURAVIVA **INSOS** **YOUVITA**



Seife herstellen

Eine sinnvolle Tagesbeschäftigung für Menschen mit Beeinträchtigungen



Die Herstellung von Seife bietet Menschen mit Beeinträchtigungen eine erfüllende, sinnvolle Tagesbeschäftigung. In vielen europäischen Einrichtungen hat sich die Seifenproduktion als beliebte Aktivität etabliert. Nun ist dieses Konzept auch für Schweizer Institutionen zugänglich – dank des benutzerfreundlichen Soap Quality Systems (SQS), das die Einhaltung der strengen europäischen Kosmetikverordnung garantiert.



Eine anpassbare und inklusive Aktivität

Die Seifenherstellung ist besonders geeignet für Tagesstätten, da sie individuell angepasst werden kann. Ob das Mischen von Badesalzen, das Verpacken von Produkten oder das Herstellen kaltgepresster Seifen – jede:r kann entsprechend der eigenen Fähigkeiten mitwirken. Das stärkt das Selbstwertgefühl und fördert die Kreativität. Die fertigen Produkte können im hauseigenen Laden verkauft werden, was zusätzliche Motivation und Stolz erzeugt.

Natürliche und umweltfreundliche Inhaltsstoffe

Ein weiterer Vorteil: Viele Seifenprodukte bestehen aus natürlichen Inhaltsstoffen. Einrichtungen entscheiden sich zunehmend für umweltfreundliche und allergenfreie Rohstoffe. So wird nicht nur das Umweltbewusstsein der Klient:innen geschärft, sondern auch ein Beitrag zu nachhaltiger Produktion geleistet.

Sicherheit und Qualität garantiert

Das Soap Quality System von Gildewerk sorgt für eine sichere und zertifizierte Herstellung. Es erfüllt alle Anforderungen der EU-Kosmetikverordnung und stellt sicher, dass die Produkte hautverträglich und qualitativ hochwertig sind. Auch in der Schweiz gelten diese Standards.

Ein wirtschaftlich attraktives Konzept

Die Investition in Seifenherstellung ist leicht zu finanzieren: Jeder Materialeinkauf führt direkt zu einem verkaufbaren Produkt. Das macht die Aktivität wirtschaftlich attraktiv – für die Einrichtung und für die Klient:innen.

In Europa bereits etabliert

In Ländern wie Frankreich, Deutschland und Luxemburg ist die Seifenherstellung bereits fest etabliert. Besonders in den Niederlanden, dem Ursprungsland von Gildewerk, gehört sie zu den beliebtesten Beschäftigungen in Einrichtungen.

Kostenlose Informationsveranstaltungen

Interessierte Institutionen können sich in Crest (Frankreich) kostenlos auf Deutsch informieren. Dort bietet Gildewerk Workshops und Schulungen an, bei denen die Möglichkeiten der Seifenherstellung praxisnah vorgestellt werden. Auch Online-Veranstaltungen sind mit einem unserer deutschen Muttersprachler möglich.



Umfangreiche Modulpalette
Mobile Anwendungen
Web-Applikationen



Lobos4 – moderne Software-Lösungen für die Digitalisierung und Optimierung von Prozessen und Arbeitsabläufen für eine effiziente Verwaltung Ihrer sozialen Institution.

